

Die
Dramatiker der Jetztzeit.

Von

Ludolf Wienbarg.

Erstes Heft.

Altona, bei Karl Aue.

1839.

Mit dem höchsten äußern Verfall der deutschen Schaubühne trifft auf eine beachtungswerthe Weise eine neue Sammlung der bisher in Musik und Weltlärm zerstreuten Aufmerksamkeit und, wie ich, ohne großer Profet zu sein, hinzufügen darf, eine neue Richtung der Kräfte auf diese arme verödete Bühne zusammen. Der öffentliche Geist und das geheim schaffende Talent stehen in wunderbarer Wechselwirkung. Man giebt sich kein Wort und trifft keine Verabredung, sondern alles macht sich von selbst.

Das nächste Widerstreitende gegen Bühnenbesserung ist ohne Zweifel das Schauspielwesen selbst in seiner verdorbenen, eingeroheten Ausübung. Aber dem Schauspieler, der nicht, wie der große griechische Redner und nach ihm der deutsche Mime Seidelmann, Steine in den Mund nehmen will, um sein Organ für die schärferen und feineren Flexionen der Dichtersprache auszubilden, wird man, nach englischer Sitte, faule Aepfel in's Gesicht werfen. Der Schauspieler richtet sich nach dem Publikum, und wenn er jetzt noch den Dichter über die Achsel ansieht, wird er es nicht thun, wenn der Dichter ein Schildgehobener des Publikums ist. Alles kommt also auf die dramatische Bildung und Geschmacksrichtung des Publikums an; alles, wenn wir voraussetzen dürfen, daß es in Deutschland nicht an Talenten gebricht, welche die erwachende Stimmung durch dramatische Productionen zu unterhalten und zu befeuern verstehen. Das Uebrige ist Sache des Dichters, der am besten wissen muß, ob

seines Tages Theaterabend ihm aufdämmert und er die bunten Lichter seines Genies anzünden darf. — Mancher wird im Dunkeln sitzen und doch ein großer Dichter sein.

Wenn ich von einer neuen günstigen Stimmung des Publikums für das Theater spreche, so stütze ich mich auf eine Menge von Symptomen in Luft, Wasser und auf der Erde, die ich nicht erzählen will. — Die Stimmung ist da: aber auch der Geschmack? Man ist Raupach's überdrüssig. Das würde allerdings für den Geschmack beweisen. Aber man hat sich enthusiasmiren lassen durch Halm's Griseldis. Das beweist für die Stimmung, doch gegen den Geschmack. Bedenke ich indeß, welche rasche Verständigung diesem verschrobenen Drama auf der Ferse nachfolgte und wie eine kleine Dosis Kritik hinreichte, die gerührten Herzen von dem ängstlichen Druck einer verworrenen, unreinen Empfindung zu befreien, so muß ich glauben, daß Stimmung und Geschmack

sich ungleich mehr befreundet haben, wie vor zwanzig, dreißig Jahren; wo Kotzebue's Sonnenjungfrauen und Rollas unverwüstlich waren und Schiller's und Goe=the's Meisterwerken nicht allein Trotz boten, sondern sie auch in Schatten stellten. Diese Erfahrung war sehr erfreulich, wenn sie auch nur die eine negative Seite des Geschmacks, das Mißfallen am Unschönen, mit dem Aerger über Gefühlsdüperie, zu Tage förderte. Die positive Seite des Geschmacks setzt freilich mehr voraus: geübte Augen, ursprünglichen und gebildeten Sinn für das Schöne, Anerkennung desselben in allen Formen, auch in den einfachsten, in die das Keusche, Tiefe sich am liebsten hüllt. Dramatische Anschauungen und kritische Verständigungen, so einflußreich auf unsere Denkernation, müssen sich vereinen, in dieser einen Geschmack durchzubilden, der ihr die Anwartschaft auf ein verjüngtes, national=poetisches Leben verheißt. Philosophie und Poesie sind von Alters unsere Helden gewesen, unsere Meister

vom Stuhl, unsere Volksredner. Laßt die Gemeinde des Wahren und Schönen wachsen und größer werden, und Deutschland wird sein Heldenthum der Humanität vor der Welt zur Anerkennung bringen. Jeder wirke, was er kann und was ihm Kraft und Umstände erlauben.

Ich rücke jetzt in wenig Worten mit meinem Vorhaben heraus. Es ist mein Beitrag, der darin besteht, daß ich die neuere Dramen-Literatur, vorzüglich die bühnenlose, durch Anschauung wenig oder gar nicht bekannte, in jedesmal durch irgend einen dramatischen Bildungszweck für Dichter und Publikum geleiteter Wahl, mit steter Rücksicht auf einen mir vorschwebenden idealen Geschmacksmittelpunkt im geschichtlich-poetischen Bewußtsein der Nation, kritisch in zwanglosen Heften beleuchten will. Ich beginne mit Uhland, weil ich in diesem verkannten, ursprünglichen einfachen, in seiner Mannheit so kindlichen Dramatiker, gewissermaßen den reinen unverkünstelten

Typus deutscher Dramatik erblicke, und alle Bühnenhoffnung sich doch nur auf das naive Herausschlagen des Ursprünglichen in unserm poetischen Charakter beziehen wird. Hier mußte die Kritik hinter der liebenden Beschaulichkeit zurückstehen. Ueberhaupt werde ich ihre rein polemische Seite nur an solchen Bühnenstücken herauskehren, die verdorben sind und vom Theater herab den Geschmack verderben. — Gott befohlen!



Ludwig Uhland,

als Dramatiker.

Es geht eine Sage in deutschen Landen, daß unser erster Balladendichter vor langer langer Zeit auch ein Paar Trauerspiele gedichtet. Fällt die Rede darauf, vielleicht bei Gelegenheit einer Klage über die Verödung der deutschen Bühne und über die unsägliche poetische Gemeinheit der meisten Bühnenstücke, so nennt der Eine wohl den Namen „Ernst von Schwaben", der Andere ergänzend den Namen „Ludwig der Baier", als von Hörensagen dramatische Jugendarbeiten Uhlands, aber keiner weiß etwas Bezügliches und Charakteristisches über diese Dichtungen anzuführen, und man gesteht sich am Ende, sie nicht gelesen zu haben. Für solche Fälle pflegt ein dreistes Urtheil bei der Hand zu sein. So gelten die Uhlandschen Dramen für solche, die zwar manche schöne lyrische und balladenartige Stellen enthalten, die

aber im strengen Sinn nicht dramatisch sind, und am wenigsten theatralisch und bühnengerecht. Man ahnt nicht, daß der große Lyriker und Balladendichter Uhland absichtlich Bühnendramen gedichtet, daß er ihnen seine Jugendkraft geschenkt und daß man, wenn man gerecht sein will und sein Urtheil nicht bloß durch die Vollendung der Form leiten läßt, in ihnen den treuen, starken, unverfälschten, keck und sinnig gestaltenden Dichter für ebenso einzig und eigenthümlich auf dem dramatischen Gebiete anerkennen muß, wie auf dem lyrischen. Die Unwissenheit meiner Zeitgenossen ist aber in etwas zu entschuldigen. Uhlands lyrische Gedichte, erst spät mit seinem Namen, in den Norden Deutschlands gedrungen, erst dann, als Uhland seine Harfe in den Winkel gestellt, sind nun freilich überall bekannt, wie sie auch in mehren Auflagen verbreitet worden. Uhlands Dramen stecken in erster Auflage im Staube der Buchhändlermagazine und laufen nicht um. Man tröstet sich mit dem Gedanken, daß man sie kennen würde, wenn sie seinem spätern Dichterrufe entsprächen. Und findet man in den freundlichsten, anerkennendsten Worten der Kritik keine Erwähnung derselben, so beruhigt sich das Gewissen vollkommen und die Neugier kommt

nicht einmal auf. So hat Gustav Pfizer drei lang und drei breit und überhaupt sehr vieleckig über Uhlands Natur und Talent gesprochen, der Schüler über den Meister, der Freund über den Freund und kein Wort von Uhland, dem Dramatiker. Was soll man davon denken? Was anders, als daß ein neuerer Schriftsteller Recht hat, wenn er letztern mittelmäßig nennt.

Vor zwei Jahren ungefähr erschien die Broschüre Pfizers, die ich meine. Sie vergleicht Uhland mit Rückert, oder vielmehr sie wägt die Talente der Beiden. Beiläufig zu sagen, etwas gewürzkrämerhaft, das kritische Züngelchen in der Waagschale soll sich — ein Kunststück der Unpartheilichkeit — in keinem Moment auf die eine oder andere Seite neigen; ist hier ein Mangel, eine Negazion vorhanden, so wird gleich eine andrerseits mangelnde Tugend als Ersatztheilchen in die Schaale geworfen, um das gestörte poetische Gleichgewicht wieder herzustellen. Da Rückert mehr und vielseitiger gedichtet hat als Uhland, so mußte hier das Intensive und Formvollendete hervorgehoben werden. Den größern Gedichten Rückerts, worin er er seine Weltanschauung ausgesprochen, konnten zunächst die Dramen Uhlands gegenüber gestellt wer-

den. Dies geschieht nicht. Es heißt vielmehr, er hat keine größere Gedichte, worin sich eine Schicksalsidee vollständig offenbaren konnte. Von Rückerts frühesten Gedichten, den geharnischten Sonnetten ist die Rede, von Uhlands Dramen nicht. Uhland wird, ohne Zweifel sehr unnöthigerweise, gegen die dumme Beschuldigung vertheidigt, nach dem Mittelalter duftender Aristokrat zu sein, und unter allen überflüssigen Worten hierüber kein schlagendes Hinweisen auf „Ludwig den Baier", den Bürgerkönig und Papstgeächteten. Ueberall Gelegenheit und nirgends ergriffen. Vollkommenes Stillschweigen. War dies Unwissenheit? Unmöglich. Absicht? Sonder Zweifel und gute. Denn am besten Willen für den Dichter ist nicht zu zweifeln.

Uhlands Dramen sind also dem Freunde und Schüler geltungslos für die Charakteristik des Dichters, vielleicht längst begrabene und nicht wieder aufzuscharrende Jugendsünden. Diese Annahme sieht einer Beleidigung ähnlich, aber wer trägt die Schuld? Ich muß unhöflich sein gegen einen Kritiker, den ich im übrigen achte. Sein ganzes kritisches Wirken ist ohne übersichtliche Höhe und festen Augenpunkt. Ihm mangelt das Unumgängliche des Kritikers, Intuition,

die z. B. einen Dichterstrom in seinem Laufe vom Gebirge in's Thal auf einmal zu übersehen fähig ist, Gedankenblitz, der durch alle Hüllen und Metamorphosen bis zur geheimen Stätte der poetischen Urkraft dringt. Er blinzelt umher, gleich G. Schwab, nach dem Einzelnen und oft sehr Zufälligen und Aeußerlichen. Was denn Niemand genügen kann. Dazwischen gute und treffende Gedanken. So heißt es von Uhland im Gegensatze zu Rückert, daß er sich zum Dichter mehr bestimmen lasse als selbst bestimme. Das ist richtig; auch wird die Frage, ob das Gebieten über die Stimmung oder das Erwarten der Stimmung das ächte Dichterzeichen sei, feinsinnig in Erwägung gezogen. Ich würde sagen — und es gehört hierher — Rückert kann schon deswegen einen endlosen Faden aus sich herausspinnen, weil er ihn nirgends anknüpft, ihn frei in der Luft schweben läßt. Welcher Spaziergänger hat es nicht erlebt, daß seine Stirn unter Bäumen und Büschen zufällig leise spinnenfadenartig berührt wurde und daß er plötzlich, ohne zu wissen wie, das Jucken eines Gedankens, das Streicheln eines Gefühls empfindet. Das war ein fliegendes Fädchen der Rückertschen Poesie. Uhland kann als Dramatiker nicht so zu-

fällig in die Welt hinausspinnen, er braucht Mauern, um seine Fäden rechts und links zu befestigen, er bedarf einer objektiven Welt. Der Balladendichter tritt überdies, der Illusion nach, in einen geschlossenen Zuhörerkreis, der ihn mit gespannten Gesichtern anblickt. Er wird seine Harfe rühren, sobald ihn diese Illusion lebendig überkommt. Wie oft, wie lange erneut sich der schöne Traum, der einst die anmuthigste, lebendigste Wirklichkeit war? Die Rosen, die sein Haupt umkränzen, sind künstlich, die Zuhörer sind Phantome, die Harfe mit den goldenen Saiten ist ein Gänsekiel. Wird nicht eine Zeit kommen, wo er der Täuschung überdrüssig wird, wo er für immer verstummt? Um so früher, glaube ich, je mehr er geborener Sänger, nicht Dintenkleckser ist. Es wäre hier das Erschütterndste zu sagen. Unsere Literatur ist ein Gespenst, die meisten Dichtgattungen sind ein Spuk, den Glauben oder Unglauben daran nennt man Aesthetik. Frisches, junges Leben wird ausgesogen, architektonische Kräfte werden gemißbraucht, um entseelte Formen zu begeistigen und fortzupflanzen und die Eitelkeit der Literatur durch sogenannte Kunstwerke zu befriedigen. Darüber ein andermal. Pfizer hätte sagen sollen: Der Balladen-

Dichter Uhland fühlte um so lebhafter, was ihm abging, da er den Dramendichter in sich trug. Dieser hat noch, was Andere entbehren, kann es, soll es haben: die Wahrheit der Kunst, und den mächtigen Sporn, die augenblitzende, murmelnde Menge, diesen Sporn, den Sophokles und Shakespeare in den Weichen ihres Genie's spürten und der in Deutschland, dem Himmel sei's geklagt, mehr den geilen Steinesel als den Pegasus mit Beifall kitzelt. Uhland war von Geburt Dramatiker und hätte sich ohne Zweifel zum bedeutendsten aufgearbeitet, wäre ihm die gebührende Anerkennung zu Theil geworden. Ohne seine Dramen kann man ihn nicht messen, und hat man dieses Maaß, so weiß man, was an ihm verloren gegangen.

Es ist sonderbar, daß ich in die Lage kommen muß, Uhland gegen Pfizer, den Altmeister der Schwäbischen Dichterschule gegen diese vertreten zu müssen. Sie erheben einen Theil von ihm zum Ganzen, weil sie sich in diesem Theile selbst als kleine Ganze fühlen. Diese Balladenfiedler scheinen den dramatischen Brummbaß ihres Lehrers zu verachten, der freilich dickbestäubt hinter der Thüre steht, aber der einst die volle und ganze Kraft des Meisters austönte und den

dieser wohl heute noch, als größerer Virtuose, mit geübter Hand streichen würde, hätte er in jungen Jahren ein aufmunterndes Auditorium gefunden. Ich sage, Uhland, der gefeierte Balladendichter, ist nur der in tausend Stücke gesprungene Uhland, der unbekannte oder kühl und schnöde beseitigte Dramendichter. Das ist die Wirthschaft der Welt. Sie zerschmeißt große Herzen und Talente und faßt die Stücke in Gold und Edelstein, und verehrt sie als heilige Reliquien. Es war eine großfürstliche Schnödigkeit von Goethe, in dem zerrissenen und herzzerreißenden Sängermantel Uhlands einen Bettlermantel zu sehen. Denn es war sein eigenes, mit seinem treuen Herzblute purpurgefärbtes Kleid, mit welchem angethan er über die Zugbrücken leuchtender Königsburge grauer Vorzeit wankte, die Geistermahle von hohen Rittern und schönen Frauen verherrlichte und zum Lohne für seine Musik nur ein wenig Brod und einen Becher Wein des ewigen poetischen Lebens fordernd, damit er nicht verhungere und verdürste in der aberwitzigen gefühlsknickerigen, dürrfingerigen, treu- und blutlosen Zeit, in der er leiblich auf Erden ging. Jenes Wort war Goethe's unwürdig, denn es verkannte ein großes herrliches Gemüth und die poetische

Freude dieses Gemüths an einer Vergangenheit, die ohne Zweifel macht- und kraftvoller war als die Gegenwart, eines Kopfes höher über allem unserm Volke hervorragend. Es war schnöde von Goethe, aber er sah doch das Zerrissene und Geflickte des Mantels. Diese Schüler aber begeistern sich nur für die purpurnen Flicken, und der zerstörte großartige Faltenwurf entgeht ihrem Auge. Das Volle, Ganze spricht sie nicht an, aber der Ausschnitt, der Theil. Es sind die Leute, die den Wald vor Bäumen nicht sehen. Ich möchte sagen, die Sonne nicht vor Strahlen. Klänge es nicht zu prächtig und majestätisch. Aber ist nicht jedes Herz eine Sonne? Und weil Uhlands Sonne, so groß, warm und freundlich sie nur war, sich gehemmt fühlte in ihrem freien Strahlen und weil sie durch das Prisma von Balladen und Liedern sich brechen mußte, halten sie, die selbst nur reflektirten Dichter-Gedichte des Strahlenden, das Prisma für die Sonne, für die Sonne, die hinter und über ihnen einsam am tiefdunkeln Dichterhimmel leuchtet. Ein verzeihlicher Irrthum, aber ein Irrthum, den Deutschland nicht theilen sollte.

Wie schön steht dem hochgewachsenen deutschen Wesen der strenge und keusche Faltenwurf Albrecht Dü-

rerscher Gestalten. Da steht Uhland, der Jüngling, der Dramendichter. In dieser Beleuchtung muß er aufgefaßt werden. Dramatische Grundharmonie, die nur deutscheiniges Wesen wiedertönt, ohne die leiseste, fremdartige Störung. So als Balladendichter, so als Dramendichter. Er ist kein Genie, oder, wenn man will, sein Genie hat nichts Persönliches, er ist gleichsam der geschichtliche Genius deutscher Poesie. An Glanz, Reichthum, Flug, leidenschaftlichen Vibrazionen, Dialektik, übertrifft ihn Mancher. Selbst die lebhafteren Farben, welche die Sympathien des Augenblicks gewähren, gehen ihm ab. Ihm ist nicht heiß, nicht fiebrisch, ihm ist, wie Goethe und dem Fischer, kühl bis an's Herz hinan. Erreicht seine Dramatik nicht die leidenschaftliche Wärme, die Manche für unerläßlich halten — die Deutschen mögen, daß ihre Dichter sie vergessen machen, daß sie Deutsche sind — so trägt sie auch keine Schminke auf den Wangen, so ist sie ohne gestohlene Reize. Kein Geniespringer, geht sie einfältig, sinnig, klar und herzig einher. Harte Stirn und weiche Locken. Auf der Stirn den Zug des Gedankens und der Erinnerung. In den Locken den Duft des Morgens im Gebirge und den leisen, leisen geisterhaften Anhauch von dem ver-

witternden Gestein der Felsruine, in der eine poetische Liebhaberei in der verwichenen Mondscheinnacht ihr Lager suchte. Wißt ihr nun, was ich an Uhlands unvollkommenen Dramen liebe? Es ist die lautere wesenhafte, unter der Oberfläche meist trostloser Erscheinungen und von außenher angeflogener flitterhaften Bildung, durch das ursprüngliche geistige Leben sich hinziehende und die Wünschelruthe an die goldhaltigsten Adern der Nation anschlagende, deutschdramatische Poesie.

Bei den Griechen war die Tragik, wie alle höhere und ernstere Poesie, nationell-religiöse Symbolik, ehrwürdig durch den Stoff und durch die tragischen Grundbegriffe. Erst Euripides, der geistreiche Schwätzer, versuchte gegen diese heilige Symbolik sein talentvolles Plädoyer geltend zu machen. Die Folge war die Zerstörung des tragischen Drama. Was unsere tragische Dramatik betrifft, so weiß ich nicht, von welchem religiösen oder Schicksalsbegriff wir ausgegangen sind, und mit welchem wir und unser Drama aufhören werden. Nachahmerei, Dichterwillkür, Heidnisches, Christliches, Deutsches, Undeutsches, ich glaube, es ist kein Anfang und kein Ende darin. Von Schiller nicht zu sprechen, der nach abstrakten

Begriffen und griechischen Schicksalsideen arbeitete, so finde ich, daß Goethe, in seiner deutschen Naivetät, den tragischen Begriff meist darin fand, daß die Großherzigkeit in dieser Welt untergeht, Götz geht unter, Egmont geht unter, Tasso geht unter, alle mit großem Herzen an der kleinen, kalten, feige berechnenden Welt. Ist das die eingeborene deutsche Tragik? Ich glaube, sie ist es. Aber Goethe befriedigt nicht tragisch, wenigstens nicht mein Gemüth. Er wendet das Schicksalsblatt zu subtil und didaktisch, er giebt uns weise Lehren und scheint zu verstehen zu geben: seid klug und schickt euch in die Umstände.

Uhland hat in seinem Trauerspiel, Ernst Herzog von Schwaben *), dieselbe tragische Idee ausgeführt, und zwar in Beziehung auf die ruhmvollsten und rühmlichsten unserer Tugenden, auf die Treue und die Freundschaft. Hochherzige treue Freundschaft wird geächtet und muß im Todeskampfe verbluten. Auch in „Ludwig der Baier" ist es die hochherzige Treue, die unsere Theilnahme erregt, doch versinkt sie nicht, sondern wird durch eine gleiche Hochherzigkeit sinkend emporgehoben. Das Trauerspiel, um etwas früher

---

*) Heidelberg, bei Mohr und Winter. 1818.

gedichtet, als das Schauspiel, hat vielleicht genialere Stellen, als dieses, doch ist es minder kompakt und scenisch durchgearbeitet, und ich ziehe, auch der erfreulichen Seltenheit in der Laune des deutsch tragischen Schicksals wegen, letzteres vor. Uhland hat mit Goethe das gemein, daß auch er die Weltklugheit und Weltthätigkeit, dem Herzensdrange gegenüber, gelten läßt, und ihr wie billig, den Zepter und das Regiment der Welt ohne Groll gestattet — will doch selbst die Bibel Schlange und Taube, Verstand und Herz vereinigt wissen — nur unterscheidet er sich darin von Goethe, daß er in dem ewigen Konflikt nicht bloß die dialektische Seite der Weltgeschichte sieht, die weiter nichts Erhebendes hat, sondern die ihm und uns näher liegende Gefühlsseite, welche die, in den tragischen Konflikt hineingerissene Liebe, Treue und Großmuth, siegend oder unterliegend, triumphiren läßt. Goethe's Egmont erregt dieses erhebend tröstliche Gefühl nur halb und künstlich durch die phantasmagorischen Schlußscenen, auch ist er egoistischer und es siegt in ihm nicht die sich opfernde Liebe, sondern der Leichtsinn, der, so schön, anmuthig und weitbusig er auch ist, mit dem Genius der belgischen Freiheit wenig zu schaffen hat.

Der Dramatiker Uhland ist ein Beispiel, wie Deutschland mit seinem Eigensten umgeht und daß unser Theater alles andere, als Pflanzschule ursprünglichen nationalen Dichtens war und ist. Doch soll er den Dichtern nicht als Entmuthigung, sondern als Ermuthigung dienen. Die Zeit ist günstiger, Deutschland zieht sich immer selbstbewußter in seinen innersten geistigen Ton zusammen. Es lernt, bei der Anerkennung des Fremden, sich selbst schätzen.

Selten wird mir der Genuß einer reinen Hingebung an einen poetischen Charakter so wenig getrübt, wie bei Uhland. Seine Aechtheit, seine Einfachheit entzücken und rühren mich. Er würde wohl jetzt andere Dramen schreiben. Aber wer sie schreibt, möge so edle harmonische Gesichtszüge, so einfach gebildete Innerlichkeit, so klangreichen, gesunden Brustton, so unverrenkte Gliederbewegung, so viel kernhaft Deutsches seiner Muse verleihen. Nicht sowohl Uhland, als Dichtern und Publikum glaube ich einen Liebesdienst durch liebende Analyse „Ludwigs der Baier" zu leisten.

Sein Schauspiel Ludwig der Baier*) verdankt seine Entstehung einer Preisaufgabe der ehe-

*) Berlin, bei Georg Reimer. 1819.

maligen Hoftheater-Intendanz zu München. Man verlangte dramatische Sujets aus der bairischen Geschichte. Welches berühmte Schauspiel bei dieser Gelegenheit den ersten, welches den zweiten Preis erhielt, ist mir unbekannt geblieben: Uhlands Ludwig der Baier ging leer aus. Die Hoftheater-Intendanz fand ihn vielleicht nicht höfisch oder nicht bairisch genug; denn die Baiern, obgleich Sieger in dem Doppelkaiserkampfe, bekommen einigemal Schläge von den Oesterreichern, und selbst die Großmuth ihres Ludwig, der seinen gefangenen Busenfreund und Reichsfeind, Friedrich von Oesterreich, auf sein ritterliches Wort in Freiheit setzt, wird von feindlicher Seite nicht als Gnade, sondern als Politik der Noth erklärt. Einen größern Anstoß mochte noch das Wort des ehrlichen Feldhauptmanns Schweppermann darbieten, das Wort, das ihm im Getümmel der Schlacht entfährt, als ihm ein Ritter die Nachricht bringt, der König Ludwig werde vermißt und das Heer lasse sich durch diese Kunde entmuthigen. Da ruft der alte Soldat in der Hitze aus:

Das wär' ein Strich durch meine Rechnung. Nein!
Der König darf nicht fehlen. Um den König
Ist's ganze Spiel. Ein König muß mir her.

Sind Kön'ge hier so theuer? Stampften doch
Die Ross' auf einem. Her! ihr Waffenträger!
Ihr habt den König. Hier der Kronhelm, hier
Der Panzer, hier das Reichsschwert, hier der Schild!
Der Schein ist Alles. Wer will König sein?
Man beut's nicht alle Tage. Wer will's sein?

— eine Unbesonnenheit, die sich gar nicht entschuldigen ließ, wie denn überhaupt der tapfere Degen, Siegfried Schweppermann, der nicht einmal Herr von Schweppermann heißt, viel zu historisch die entscheidende Schlacht bei Ampfing ganz allein gewinnt und dadurch seinen königlichen Herrn in Schatten stellt, abgesehen noch, daß dieser, in gewöhnlicher Reiter- und nicht in Königsrüstung unter einen Schwarm von Feinden gerathen, nicht durch seine Ritterschaft, sondern durch die Fäuste seiner getreuen Münchener Bäckerzunft „herausgehauen" wird. Jenes beleidigte die Monarchie, dieses den hohen Adel und die Gardelieutenants, die sich nur die Lächerlichkeiten einer Bürgerbewaffnung gefallen lassen; oder was sonst die dramatische Hof-Jurie an der vortrefflichen Dichtung auszusetzen fand. Denn man mußte ein ausübender Hofdramatiker, zugleich Hofrath und Besitzer von mindestens zehn goldenen Schnupftabacksdosen mit Dia-

manten und fürstlichen Bildnissen, kurz ein Raupach sein, um den Geschmack und die Rücksichten einer deutschen Hoftheater-Intendanz im jedesmal gegebenen Fall mit Genauigkeit bestimmen zu können. Dies ist oft ein Räthsel, das über allen Musenverstand hinausgeht; ein Räthsel, wozu Niemand den Schlüssel hat, als wer ihn hinten auf den Rockschößen trägt.

Die Unschuld des noch jugendlichen Dichters in der Behandlung seines Stoffes, gegenüber den Richtern, die sein Werk beurtheilen sollten, verräth sich übrigens an mehr als einer Stelle. Ludwig der Baier spricht gleich in der ersten Scene zu einem Theile seines im Schloßsaale zu München versammelten abtrünnigen und kriegsgefangenen Adels folgende Worte:

— — Unerhört
Ist Manches, was die Zeit in's Leben treibt,
Die nimmer rastende. Was herrlich war
Und groß, das sinkt zusammen und vergeht,
Was niedrig stand, erwächst und strebet auf.
Auch unsre Städte, Fröhnerhütten einst,
Sie dehnen sich und weiter stets und weiter
Zieht sich der Mauern und der Thürme Kreis.
Dort schafft der Fleiß, dort rührt sich das Gewerb',
Dort lebt der Handel, dort erblüht die Kunst,
Dort knüpft sich der gesellige Verein,

Dort gründet sich, was tüchtig ist und frommt.
Von ihren Thoren strömt das Leben aus;
Auf tausend Straßen dringt es durch das Land,
Von Schiffen und von Flößen wogt der Strom
Und Bahn getreten wird durch das Gebirg',
Hoch über Felsen und der Alpen Eis.
Indessen ihr, die ihr euch rühmen möchtet
Des Landes Zierde, neidisch blickt ihr nieder
Von euren Horsten in das blüh'nde Thal.
Im Strauche lauert ihr dem Wandrer auf,
Den Kaufmann werft ihr, führt das Saumroß weg,
Zerstöret Brücken, brennt Herbergen ab,
Nährt immer Fehde, ruft den äußern Feind.
Sagt nun, bei wem ist unsres Landes Heil?
Bei wem die Kraft, das Leben, das Gedeihen?
Wem soll der Fürst vertrauen? wessen Schutze
Die Seinen anbefehlen, wenn er stirbt?

Der Dichter wird heute lächeln, wenn er an die göttliche Unbefangenheit zurückdenkt, die er als Candidat für die Hofbühne durch solche und ähnliche Schilderungen an den Tag legte. Es war im entferntesten nicht Trotz und gemachte Opposition, was diese Züge des adligen Mittelalters entwarf und sich die Keckheit nahm, sie einer adligen Regie darzubieten. Man weiß von Uhland, dem Balladensänger, daß er das altdeutsche Ritterthum nicht bloß von der

Buschklepperseite aufzufassen liebt. Nein, es war treue, deutschehrliche Geschichtsmalerei und jedesmal nothwendiger Zug im Gange der dramatischen Entwickelung. Kann man dem Dichter es überall verdenken, seine Muse durch einen, nach unsern heutigen Begriffen, kleinlichen Ehrgeiz angespornt zu haben, so muß man wenigstens gestehen, daß er seine Arbeit mit jener genialen Kindlichkeit ausführte, welche das Wesen des Poeten und namentlich des jungen deutschen ist. Seine Muse trägt das Haupt so hoch und blickt so groß und keusch aus ihren dunkelblauen Augen, als wäre sie auf dem Gange, nicht nach München, zu der Antichambre einer Hof-Intendanz, sondern nach einem deutschen Olympia, wo die ersten Geister der Nation als Richter auf sie harren. Und wehe dem Genius, dem ein anderer Richter vorschwebt als sein Volk in der Gesammtheit der Edelsten, die seine Zunge reden.

Der Ursprung und das erste Schicksal des Uhlandschen Drama mußte eingängig hervorgehoben werden. Ludwig der Baier ist ein deutsches Schauspiel und kein bairisches; es gehört der Nationalbühne und nicht bloß der Münchner Hofbühne an. Diese hat ihn verstoßen, und jene, die nur in der Idee, nicht

in der Wirklichkeit vorhanden ist, wie alle nationale Einigung, bot ihm keinen Ersatz dafür. Wie sich in dem herben Geschick der Uhlandschen Dichtungen der ganze Jammer unsers dramatischen Lebens offenbare, habe ich in der Einleitung auszusprechen gesucht. Schreiten wir jetzt zur näheren Beleuchtung des Schatzes, der so lange im Verborgenen lag; ihn zu heben, möge einer tüchtigen, unabhängigen Bühne vorbehalten sein.

Das Drama „Ludwig der Baier" stellt eins der wenigen Momente aus der Geschichte deutscher Vorzeit dar, die ein wahrhaft dramatisches Interesse haben. Wir dürfen uns in dieser Hinsicht nicht bethören. Was Franzosen und namentlich Engländer an ihrer Geschichte besitzen, besitzen wir nicht. Das Zerrissene, Wüste und Geistlose unserer alten Reichsgeschichte kann durch keinen Raumer aufgeräumt, durch keinen Schiller begeistigt werden. Es ist ein krauses, verworrenes Gestrüpp, worin der Dichter Mantel und Sohlen läßt, ohne durch blumige Ruhepunkte und wildschöne Gegenden entschädigt zu werden. Einzelne Rieseneichen starren empor und strecken ihre nackten knorrigen Arme mühsam in die Luft aus, aber sie beherrschen nicht die Wüstenei, weil sie nicht auf ab-

gesonderten hohen Felsen thronen und durch ihre Umgebungen verdeckt werden. Das Kaiserthum hatte mehr Glanz als Macht und oft beides nicht. Seine glänzendste und machtvollste Erscheinung aber in der Hülle der Hohenstaufen ging für Deutschland verloren, und tauchte nur in Italien auf, in dem Kampfe der Welfen und Gibellinen.

Die deutsche Vorzeit, sag' ich, bietet sehr wenige dramatische Momente dar, und selbst diese wenigen, füge ich hinzu, stehen meist in so nackten, dürren Umrissen da, daß ihre lebendige blühende Ausfüllung im historischen Geiste jener Zeiten die Kunst des Dichters zu überbieten scheint. Unser Mittelalter hat keine Geschichte, nicht einmal eine Novelle, hinterlassen, unsere Kunde ist nicht poetisch sondern gelehrt, mühsam aus Staatsakten und Mönchschroniken gesammelt, ohne Leben, Farbe und Individualität. Dennoch halte ich kecke, schöpferische Versuche auf diesem Felde für höchst preiswürdig, namentlich, wenn sie, wie Göthe's Götz von Berlichingen, aus dichterischen Stimmungen hervorgehen, die im Busen der Nation wiederzittern, und denen der selbstgewebte Stoff am kleidsamsten ist; auf welche Ansicht ich im Verlaufe dieser Kritiken noch mehr als einmal zurück-

kommen werde. Was unseren Uhland betrifft, so liegt es in der bereits angedeuteten Eigenthümlichkeit seiner dichterischen Natur, auch ohne psychologische Anreizung, sich für die Produktion und namentlich für mittelalterige und vaterländische Themen zu bestimmen, da er, gleich den Brüdern Grimm, von frühe auf in die Geschichtseele des Germanenthums sich versenkt und die sittlichen Züge desselben in allen Schattirungen aufzufassen, sich zum Lebensstudium und Dichterberufe erkoren hat. Und wie er fast ohne Ausnahme glücklich in der Wahl seines Balladenstoffes erscheint, so hat er auch im Dramatischen nicht fehlgegriffen und das Ewige der Menschennatur, das von allem Wechsel unabhängige Schöne, das in jedem Zeitalter Ergreifende und jeder Richtung Imponirende zum Gegenstande seiner Dichtung gewählt.

Zwei herzige Jugendfreunde, unter einem Dache erzogen, Friedrich mit dem Beinamen der Schöne, Herzog von Oesterreich, und Ludwig, Herzog von Baiern, gerathen, nach einer vorgängigen Entzweiung über Ländergebiet und darauf erfolgter brüderlicher Versöhnung, in einen Leben- und Todeskampf über die höchste irdische Ehre, die deutsche Königs-

krone. Beide halten ihre Ansprüche für gerecht, das Reich ist gespalten, doch neigt sich auf Ludwigs Seite die Mehrzahl der Wähler, während Friedrich den Erzbischof von Cölln, den Pfalzgrafen vom Rhein, leiblichen Bruder Ludwigs, und die früher schon durch das Habsburgische Stammhaus getragene Kaiserkrone für sich hat. Die Streitkräfte sind gleich, ja wohl größer auf Oesterreichs Seite, das sich durch die geflügelten Hülfsvölker des Königs von Ungarn gern verstärkt. Nach manchen glücklichen und unglücklichen Gefechten wagt Friedrich der Schöne eine Hauptschlacht, bevor er sich mit den Truppen, die ihm sein Bruder Leopold, ein energischer, ehrgeiziger Krieger, zuführt, vereinigt hat. Er wird geschlagen und geräth in Gefangenschaft. Damit ist aber das Loos des Reiches noch nicht geworfen; die Kriegsflamme wüthet fort, genährt durch Leopold, der Himmel und Hölle in Bewegung setzt, dem Feinde seines Hauses den Triumph zu entreißen. Der Papst schleudert seinen Bannstrahl, Leopold bricht in Schwaben ein und des bedroheten Reichshauptes Streitmacht wird durch einen gleichzeitigen Ueberzug der Mark Brandenburg durch Polen und Russen zersplittert. Bei dieser Wendung der Dinge reift in

Ludwig der Entschluß, seinen im Gefängnisse schmachtenden Nebenbuhler zum Friedensvermittler zu erkiesen; er bietet ihm, ohne andere Bürgschaft zu verlangen als sein ritterliches Wort, die goldene Freiheit unter der doppelwendigen Bedingung, der Krone zu entsagen, seine Brüder zu entwaffnen und dem anerkannten Reichsoberhaupte Heerfolge zu leisten oder, wenn dieses nicht in seiner Macht, sich in gewisser Frist als Gefangener zurückzustellen. Friedrich geht diese Bedingung ein und bekräftigt sie durch Wort und Handschlag. Angelangt in seinen Erbstaaten, sieht er sich durch Brüder und Freunde bestürmt, sein siegreiches Banner flatterte ihm Muth und Vergessen einer schwachen Stunde zu, ein päpstlicher Legat ist dringend bereit, Gewissenszweifel zu heben und das, einem in Kirchenbann Befindlichen, gegebene Wort, im Namen Gottes und seines Stellvertreters auf Erden für nichtig zu erklären. Allein alle diese Verlockungen scheitern an den diamantenen Ketten seiner Pflicht und selbst des vor Gram um seine Haft in Thränen erblindeten Weibes Anblick kann ihn nur erschüttern, nicht wankend machen. Nach vergeblichen Bemühungen, den Ehrgeiz seines Hauses zu dämpfen, begibt er sich mit ablaufender Frist in sei-

nes Siegers Gewalt zurück. Nicht unempfindlich für diese schöne That, ja ergriffen durch den höheren Sieg, den sein Freund über sich erfochten, empfängt ihn dieser mit offenen Armen und einem zerwallenden Herzen, dem es nicht genug thut, den Freund nicht wieder der Freiheit zu berauben, sondern das mit Freuden sich entschließt, fernerhin alles, Burg, Tafel, Thron und Macht mit ihm brüderlich zu theilen. Und die Geschichte berichtet uns, daß dieses rührende, unter Herrschern einzige Verhältniß wirklich eintrat; obwohl vom Reiche nicht bestätigt wurde.

Hier haben wir großartige Verhältnisse und Menschen, erschütternden Wechsel der Lebenszustände, durch Ehrgeiz zerrissene, durch Treue wieder geknüpfte Freundschaft, Erhabenheit des Willens über innere und äußere Reizungen ungewöhnlicher Art, endlich sogar eine poetische Gerechtigkeit, wie kein Poet sie schöner ersinnen kann. Und wessen Jugend ist dieser Sturz deutscher Kaisergeschichte unbekannt geblieben, welcher Knabe hat nicht mit leuchtenden Augen die alte Mähr der beiden kämpfenden und liebenden Könige, der Treue und der Freundschaft vernommen? Und auch darin lag ein Vorzug für den Dichter, und daß er die Haupttugend seines Volkes an einem

Beispiele, das zugleich erhaben tragisch und geschichtskundig war, dramatisch darzustellen hatte.

In würdigere Hände hätte nun wohl diese Aufgabe nicht gerathen können. Geistspielender, reicher, verwickelter kann dieser oder jener Andere und wer es künftig übernehmen möchte, das alte Geschichtsdrama auf unsere Bretter bringen, geistinniger, markvoller, tönender im reinen Erze der Empfindung und der Sprache und was die Darstellung betrifft, drastischer durch die einfachen Gegensätze der Charaktere und den raschen, stets verkörperten Gang der Handlung schwerlich. Ich will damit nicht sagen, daß Uhlands Ludwig der Baier keine Mängel und Unvollkommenheiten habe, ich werde diese namhaft machen; doch nicht eher, als bis ich der Phantasie meiner Leser die Schönheiten und mit ihnen die Art und Weise der Bearbeitung in skizzirten Bildern flüchtig entfaltet habe. Ich weiß, daß ich einen Genuß bereite, und nur unter dieser Voraussetzung möchte ich das Amt verwalten.

Im Schloßsaale zu München spielt der erste Akt, zugleich Exposition und Beginn der Handlung, indem der Herzog von Baiern durch den Mund Friedrichs von Hohenzollern, Burggrafen von Nürnberg, die

Kunde seiner Erwählung zum deutschen Könige erhält. Abgeordnete bairischer Städte und Gefangene des abtrünnigen Adels aus Niederbaiern, die zuerst auftreten, belehren über die Stärke und Schwäche des Herzogthums. Die Stellung Ludwigs zu Bürger- und Ritterschaft ist bereits im Obigen durch die Anrede desselben an beide enthüllt worden. Ludwig begnadigt die Gefangenen vollständig und zeigt sich hierin so gnädig als klug. Der hierauf mit Gefolge eintretende Landgraf, Ueberbringer der ruhmvollen, aber durch die uneinige Wahl in etwas getrübten Botschaft, entwickelt in der Zwiesprache mit dem Herzoge die Lage des deutschen Reiches, die in der That nicht so glänzend ist, um einen von Natur nicht ehrsüchtigen Mann durch Zepter und Krone blenden zu können. Ludwig sieht ein, daß die Reichsfürsten ein Gegengewicht gegen Oesterreich an ihm haben wollen, und daß sie auf seine letzte Fehde mit diesem Hause Rechnung machen. Er erklärt, man sei im Irrthum, ihn für Friedrich des Schönen Feind zu halten, auch sei er zu arm, um sich als Kaiser zu behaupten:

Hinab durch Oesterreichs fruchtbare Gaun
Zu Wiens prunkvoller Hofburg reitet hin!
Dort ist der Mann für einen Königsthron.

wogegen der Burggraf zu erwidern hat, daß eben dieser Reichthum, diese Macht in den Händen eines Ehrsüchtigen zu fürchten, und daß dem Reiche ein Schirmvogt, Friedenshort und gewissenhafter Richter, nicht ein Ritterspiegel und Königsheld von Nöthen sei. Der Herzog läßt sich erweichen, zumal auch seine Städte ihm zureden:

Was du uns bist, das sei den Städten allen,
Die an des Reiches Strömen sind erbaut!
Zeuch hin, verzage nicht an deiner Macht!
Für den die Liebe kämpfet, der ist stark.
Wohin du willst, laß diese Banner fliegen.

Hört Ihr's, ruft der Burggraf, und Ludwig giebt seine Einwilligung mit den Worten:

— ich höre, ja! mir bebt das Herz.
O Burggraf! welchen grenzenlosen Blick
Hast du mir aufgethan! Von Meer zu Meer
Verbreiten sich die Lande, mächtig schwellend
Ergießen Ströme sich, die Alpen weichen,
Italien dampft von Segen, raucht von Blut,
Hier leuchtet Rom, dort dämmert Avignon,
Der heil'ge Vater thront, die Rechte segnet,
Die Linke blitzet, Frankreich dräuet Sturm,
Der deutsche Boden dröhnt; die Fürsten kämpfen,
Das Schwerdt hebt Friedrich — Schwindel faßt mich an. —

Doch wenn ich euch in's muthige Gesicht,
Ihr treuen Baier, blicke, wenn ich so
Die kräft'gen Händ' ergreife, da durchdringt
Mich hoher Muth und männliches Vertraun.
Auf solche Pfeiler gründend, steh ich fest,
Von solchen Fittigen gehoben, schwing ich
Furchtlos mich auf. — Geht hin! ich werde kommen.
Zur Krönung nach Frankfurt. Und mit diesem Versprechen an die Reichsboten endet der erste Aufzug, aus dem sich die Grundzüge der damaligen Weltverhältnisse, zerfallenes Reich, zerfallene Kirche — Doppelpäpste, zu Rom und Avignon — des Ludwigschen Charakters und der auf denselben gebauten Hoffnungen ergeben; während man mindestens seinen Nebenbuhler, der noch nicht persönlich aufgetreten, anführungsweise geschildert und als reich und ehrgeizig, aus Ludwigs Munde selbst als bieder und tapfer erwähnt findet.

Der zweite Aufzug stellt uns die beiden Hauptpersonen, Stirn gegen Stirn, mit einander verhandelnd gegenüber und fügt ihnen eine dritte Hauptfigur, den Herzog Leopold, den Dämon des Streites, zur Seite. Drei andere Personen bilden die Ergänzung dieser allgemeinen und persönlichen Verhältnisse, Isabelle, Friedrichs des Schönen junges ihm

neuvermählteś Weib, der päpstliche Legat und Albertus, ein fahrender Schüler. Letzterer ist ein Abbild des damaligen Volksglaubens an übernatürliche Kräfte, wie man sie einem Albertus Magnus und später dem Faust zuschrieb. Er scheint seinen Haken versuchsweise an beide streitende Könige anschlagen zu wollen, darauf rechnend, daß sie beide in einer Lage sind, die ihnen nicht viel Bedenken erlaubt, von welcher Seite und durch welche Mittel ihnen geholfen und ihrer Sache der Ausschlag gegeben wird. Ob er aber an seine Schwarzkünstlerei selber glaubt, ob er vom Dichter bestimmt ist, den Aberglauben des Volks als poetische Wahrheit zu realisiren, dies bleibt uns bei seinem ersten Auftreten noch verborgen, und wir können erst später davon sprechen. Einstweilen stellt er sich von der windigen, witzigen, schofellustigen, frechen, hungrigen, spindelbeinigen, manteldurchlöcherten und gelegentlich gegen Kinder und Schwachköpfe geheimnißvollthuenden Gattung jener reisenden Scholaren dar, zu der man wohl auch heutigen Tages lebendige Beispiele, Studenten, Literaten, Hurenmusikanten und gelegentliche Entschleierer geheimnißvoller Symbole, auffinden möchte. Unser Albertus eröffnet die erste Scene, Friedrichs Lager vor Frank-

furt darstellend, mit Worten, die in aller Kürze den Fortschritt der Ereignisse nach dem ersten Akte lebendig darstellen:

Zween Könige! Beglücktes deutsches Reich!
Seit vierzehn Monden bist du ohne Haupt,
Und flugs erwächst dir ein gedoppeltes.
Den Friedrich ruft man hier im Lager aus,
Dem Ludwig läutet man in Frankfurt drüben,
O freud'ge, wahrhaft königliche Zeit!

Einige Pagen, die vor ihres Gebieters glänzendem Zelte faullenzen, unterbrechen den Redner mit Spöttereien über seinen Auf- und Anzug; er weiß ihnen jedoch sehr keck und stattlich zu antworten, und erzählt ihnen eine hübsche Geschichte von Albertus Magnus, deren Wunderbares am Ende dazu dienen muß, das verspottete Mäntelchen des Erzählers, in den Augen der Pagen, zu Ehren zu helfen. Die Volksmähr ist zu allerliebst und schalkhaft, und auf die naschhaften, verliebten Kinder berechnet, um sie dem Leser vorzuenthalten:

Ein Bischof hat zu Regensburg gelebt,
Albertus Magnus, der in aller Kunst,
Zumal der schwarzen, so bewandert war,
Daß wohl kein Kämmerer und kein Truchseß je
Den König Wilhelm trefflicher bedient,

Als jener Bischof; denn im tiefen Winter
Schuf er den allerschönsten Garten, d'rin
Die Bäume blühten und die Vögel sangen,
Und auf den Schüsseln winkten Pflaum' und Traube,
Die frischesten, worauf der Duft noch lag.
Albertus nun befand in seiner Jugend
Sich auf der hohen Schule zu Paris,
Und als er dort des Königs Tochter sah,
Ergriff ihn stracks das glühendste Verlangen.
Was that er? Seinen Mantel spreitet er
Und flog im Mondschein in ihr Fenster ein,
Und auf dem Mantel führt er sie dahin.
Als man hernach ihm auf die Sprünge kam,
Und er, des kühnen Raubes angeklagt,
Vor dem nothpeinlichen Gerichte stand,
Da spreitet er den Mantel wieder aus,
Schwang sich durch's Fenster, flog bis Regensburg,
Wo er zuletzt ein frommer Bischof ward.
Wie ich nun dieses Mannes Namen trage,
Trag' ich den Mantel auch von gleichem Zeug,
Und ein verliebter Edelknabe wär'
Von Herzen froh an solcher Spinnewebe,
Darin man schöne Dirnen fängt. — Nicht wahr,
So was gefällt euch? und zum Dank dafür
Sagt an, wo ich den König Friedrich finde?

Den jetzt hervortretenden Friedrich und dessen Gemahlin mit einem salve surgens imperator —

Friderice triumphator u. s. w. anredend, wird er ohne weiteres in das Speisezelt beordert und ihm ein Zehrpfennig verhießen. Aus dem Zwiegespräche zwischen Friedrich und Isabelle, einer aragonischen Prinzessin, lernt man die leidenschaftlich innige Liebe der letzteren zu ihrem Gemal, ihre Schwärmeri für romantisches Liebesglück und ihre, nach Weise des Landes, dem sie entsprossen, in Eifersucht gekleidete Mißbilligung der kriegerisch ehrgeizigen Pläne ihres Gatten kennen. Friedrich vertröstet die Klagende auf eine glänzende Zukunft; thronend in der kaiserlichen Burg zu Wien, werde sie den Zauberstab des Schönen als Zepter führen, den erstorbenen Gesang beleben, die in ihre Thore einziehenden Sänger zum weitschallenden Preise ihrer Anmuth begeistigen. Sein Bruder Leopold unterbricht diese Scene mit den Worten: „stör' ich nicht die Zärtlichkeit?" worin sich auf der Stelle die hastige, rauhe, liebefeindliche, stets bis an die Zähne gewappnete, unablenksame Dämonsnatur dieses interessanten Mannes trefflich kund gibt. Er meldet, daß keine Zeit zu verlieren, indem Ludwig, bereits in Frankfurt unter Glockenklang und Jubel auf den Hochaltar gehoben, sich zur Krönungsreise nach Aachen anschicke. Wie beiläufig, als sei

gar nicht darauf einzugehen, fügt er dieser Meldung hinzu, daß Ludwig ihm, dem Friedrich, seinen Gruß entbieten lasse und ihn zu einem Gespräche auf einem Blachfelde bei Frankfurt einlade. Friedrich forderte sogleich sein Pferd, Isabelle schöpft Hoffnung, und Leopold, der ihn vom Hinziehen nicht abhalten kann, entläßt ihn mit einer kräftigen Ermahnung, wobei man ihn, im Gegensatze zu dem äußerlich reicher begabten, imponirenden Bruder, als den eigentlichen Strebepfeiler von Habsburgs ehrgeizigem Hause betrachten lernt:

Zu Feld bin ich im Sommer und im Winter,
Zu Pferde schlaf ich, aus dem Helme trink ich
Und als ein Mann, der keinen Sonntag hat,
Trag' ich den grauen Reitermantel stets,
Und eher soll kein Festgewand mich schmücken,
Als an dem Tag, da du gekrönet wirst.
Nicht für mich selbst arbeit' ich Alles, du
Bist unsers Hauses Blume, die Natur
Hat dich mit ihren Gaben ausgestattet.
Der Menschen Auge blickt mit Wohlgefallen
Auf deine herrliche Gestalt, dein Haupt
Verlangt die Krone, deine Schulter heischt
Den Purpur; willig werden sie gehorchen
Dem Manne, dessen Anblick sie erfreut.
Ich bin ein Stiefkind, unansehnlich, bloß

Zur Arbeit tüchtig ist mein Leib gebaut.
D'rum laß die Mühe mir, nimm du den Kranz,
Doch nimm ihn, faß ihn keck und laß ihn nicht.

Am Ausgange der Scene bleibt Isabelle allein zurück, sie gewahrt den Schüler, der gesättigt aus dem Zelte kehrt und befragt ihn um den Stand der Gestirne Friedrichs. Albertus gibt ihr zur Antwort, daß sie glorreich und festlich im Zeichen des Löwen leuchten, lispelt aber für sich hin: „in des Löwen Schweif." Er findet die Sternengeschicke beider Könige sehr verworren und verwoben, und macht sich, da die Zukunft einmal dunkel ist, auf den Weg nach Frankfurt, um auch dem Könige Ludwig seinen Glückwunsch darzubringen. Die zweite Scene führt uns auf offenes Feld hinaus, wo von zwei entgegengesetzten Seiten die beiden Gegenkönige, jeder mit seinem Schweife von Kurfürsten und Reichsständen auftreten. Nach der Begrüßung werden Worte gewechselt, „die frühere Freundschaftsverhältnisse, Gelübde trauter Stunden gegenseitig in's Gedächtniß rufen." Dem Anscheine nach, hat Ludwig sich am Freunde versündigt, Friedrich spricht zu ihm:

Als wir zu Salzburg uns zuletzt gesehen,
Da schien es wohl, die alte Freundschaft sei

Noch mächtig. Die Gewohnheit früher Zeit
Erneuend, theilten wir, wie in der Burg
Des Vaters einst, den Becher und das Lager,
Und im Gespräche bis zur Mitternacht
Vertrauten wir uns, was die Herzen drückte.
Damals erklärt' ich dir den stolzen Wunsch,
Den ich mich hier nicht schäme zu bekennen,
Den Wunsch, daß ich gewürdigt möchte sein,
Zu steigen auf den unbesetzten Thron,
Ein Mehrer und Verherrlicher Reichs.

Ludwig.

Und damals sagt' ich dir — die Sterne schienen
In das Gemach — daß du vor allen mir
Der liebste seiest, der ersehnteste.

Friedrich.

Wo ist die Liebe, wo die Sehnsucht nun?
Sind jene hellen Sterne ganz hinab?
Als Gegenkönig trittst du vor mich hin.

Doch hat Ludwig eine ernste Entschuldigung für sich, den Ruf des Reiches, unter Umständen, daß ein Mann, der sich der Noth gewachsen fühlt, ihn nicht wohl ablehnen darf. Die anwesenden, auf seinen Part haltenden Kurfürsten, fünf an der Zahl, bestätigen noch einmal ausdrücklich die Unveränderlichkeit ihrer getroffenen Wahl, Ludwig beschwört seinen Freund, von dem unheilvollen Beschlusse abzustehen,

doch Leopold, der zugegen ist, erklärt, ohne die Antwort seines Bruders zu erwarten, daß kein Vertrag hier nütze, da er die aufgegebene Krone, in Kraft eines Gelübdes der Oesterreich geneigten Wahlfürsten, auf sein eigenes Haupt drücken werde. Empfindlich wirft Friedrich hin, daß er noch Manns genug sei, seinem Gegner zu stehen. Der päpstliche Legat tritt zwischen die Hadernden und räth oder vielmehr gebietet, beiderseitige Thronansprüche der Entscheidung des heiligen Vaters in Rom anheim zu stellen, den Widerspenstigen, der sich ohne diese der Reichsverwaltung vermesse, mit dem Fluch der Kirche bedrohend. Ludwig behauptet gegen diese geistliche Anmaßung des Reiches Würde, die Könige scheiden und bestellen sich auf Wiedersehen mit gezogenen Schwerdtern, ihre Sache dem Gottesurtheil der Schlachten überlassend.

Das Kriegslager Ludwigs bei Ampfing rollt uns der dritte Akt auf: Münchener Bürger mit Schwerdt und Pickelhaube gewaffnet, schreiten vor den Zelten; ein ehrsamer Bäckermeister hat die Freude, seinen von Wien hergewanderten Sohn zu begrüßen. Dies gibt Veranlassung von hüben und drüben zu sprechen und sich die bisherigen Kriegsvorfälle anekdotisch zu

berichten. Ein glücklicher Einfall, auf das meisterhafteste durchgeführt, launig, volksgemüthlich, in springenden Sätzen, alles durcheinander geladen, muß auf der Bühne gefallen, wenn nicht, wie dies bei solchen Scenen gewöhnlich, durch schlechte Schauspieler verhunzt. Nun lernt man auch den alten Schweppermann kennen; Ludwig und der Burggraf von Nürnberg, der ihn dem Heere zugeführt, treten mit ihm auf. Genial ist alles, was diese lakonische Erscheinung von außen her als eine höchstbedeutende, entscheidende darzustellen bestimmt ist. Hier ist eine Schule für angehende Dramatiker. Schon die Ankunft desselben, die den guten Bürgern Funken in die Nase fliegen läßt:

— Steffen, schau,
Dort kommt er mit dem König. Auch der Burggraf
Von Nürnberg ist mit dabei. Da ist's nicht richtig,
Die kneten was zusammen. Ja, der Alte
Versteht das Handwerk, wo man den erblickt,
Da geht was los.

Steffen.

So komm ich eben recht.

Thomas.

Gib Acht, man wird dir Arbeit geben, Bursch!
Streif' nur die Aermel auf!

Steffen.

Jetzt geht's auf's Ziel.
Wir fehlten noch, der Schweppermann und ich.

Der graue Heerführer läßt die beiden hohen Herren in den Vordergrund treten, und während sie sich über einen von seiner Hand entworfenen Schlachtplan, über seine Verdienste und Rüstigkeit in hohen Jahren unterhalten, schaut er zwischen den Zelten hinaus und murmelt:

Ein schönes, breites Feld, die Behenwiese!
Die Ströme wohlgeführt, die Höh'n bequem!

dann:

Heut' wär's zur Schlacht ein heller, luft'ger Tag.

— Sein Wunsch soll erfüllt werden. Ein aufgefangenes Schreiben Leopolds an Friedrich offenbart, daß ersterer mit großer Macht aus Schwaben und vom Rhein herbeieile und einen Vereinigungspunkt mit seinem Bruder suche. Jetzt ruft Schweppermann, beredsamer werdend:

Jetzt
Ist jeder Augenblick uns kostbar. Laßt
Das Heer sich schaaren! Längst schon regt sich's drüben;
Der Bienenstock will lassen. Jetzt ist's Zeit!
Wenn wir die Schlacht anbieten, kommen sie.

Ludwig willigt ein, er legt des Reiches und sein eigenes Schicksal in seine Hände, bietet ihm, zum Zeichen vollster Gewalt, sogar die königliche Rüstung an, was der Alte indeß weislich ablehnt, wohl aus demselben Grunde, weswegen der König sich in einen minder scheinbaren Waffenrock zu kleiden vorzieht. Sehr treffende Vergleichung: „sei du das Haupt der Schlacht, und ich das Herz.“ — Versetzt in's gegenkönigliche Lager, das sich unbedenklich durch Glanz und größere Beweglichkeit der sermatischen Hülfstruppen auszeichnet, finden wir den schönen ritterlichen Friedrich im hastigen Gespräche mit seinem Marschall; dieser treue Diener verschwendet umsonst alle Warnungen, die ihm Klugheit und Aberglaube eingeben, um seinen Herrn von der Schlacht abzurathen. Die Stellung ist bedrohlich, eingeklemmt zwischen zwei Flüsse, gibt es nur eine Brücke zum Rückzuge, die Sterne zeigen eine ungünstige Konstellation, der goldene Ring der Habsburger, wunderbar hell leuchtend vor dem Anbruch glücklicher Schlachten, sieht fahl am Finger des Königs — nur ein wenig Aufschub, da die Hülfe nah und die Verstärkung durch Leopold nicht ausbleiben kann, von dem kirchenräuberischen Heidenvolke der Ungarn, Raizen, Serben

und Bulgaren ohnehin kein Segen zu erwarten. — Allein die junge Ritterschaft ist ungeduldig, noch ungeduldiger ihr Herzog. Er ordnet sein Treffen und wirft sich in eine goldschimmernde Rüstung mit wallendem Helmbusch; unähnlich dem Baier, der in gemeiner blauer Reitertracht im Haufen seiner Bürger sich verlieren wird. Um den Gegensatz vollkommen zu machen, führt er noch das Schauspiel eines Ritterschlages auf, eine Handlung, die ohnehin feierlich und die höchste geistlich kriegerische Weihe des Zeitalters gewährend, in dem Augenblicke, wo sie vorgenommen wird, tragische Bedeutung erhält; alle diese jungen blühenden Konfirmanden des Heldenthums, die Knappen, werden, in den Augen der Zuschauer, nur zu gewissem Opfertode geweiht. Auch der Marschalk drückt diese Stimmung aus:

Da ziehen sie heran,
Die Jünglinge, wie Opfer ausgeschmückt,
In weißen Waffenröcken, bald vielleicht
Geröthet von dem frischen Herzensblut.

Der Aufzug geschieht unter musikalischer Begleitung; die bekannte, aus mehrfachen Symbolen und dieselben begleitenden und erklärenden rituellen Worten zusammengesetzte Handlung geht vollständig vorüber

und muß sowohl an sich selbst, als, durch die bedeutungsvolle Einfachheit und priesterlich tönende Weihe der dichterischen Worte, in der theatralischen Reproduktion von tiefergreifender Wirkung sein. Der Schluß dieses Aktes bildet dann die Darstellung der Schlacht, in einer Reihefolge wichtiger Einzelmomente. Der König Friedrich wird gefangen genommen. Eben vorher erschlägt er den Ritter Adelram, der ihm in Ludwigs Rüstung gegenübertrat. Sehr schön wird die Reue, in dem Wahn, seinen Jugendfreund Ludwig getödtet zu haben, als Entwaffnerin seines Armes geschildert, er verflucht sein Schwerdt und ergibt sich dem ersten besten bairischen Ritter, der auch zufällig den ominösen, alle Frühlingsblumen der Poesie verschlingenden Namen der Familie Rindsmaul führt. Der todtgeglaubte Ludwig erscheint unmittelbar darauf, getragen von seinen Rettern, den jauchzenden Münchener Bürgern, Thomas und Steffen oben an; Friedrich glaubt ein Gespenst zu sehen:

Ersteh'n die Todten? Ludwig ist's, er ist's.

Ludwig.

Wir seh'n euch gerne, Vetter! Fürchtet nicht
Für euer Leben! Ritterliche Haft
Sei euch versprochen. Senket nicht den Blick!
Ihr habt mit Ruhm gefochten, stolzer Held.

Daß Friedrich still und ohne Ungebärdigkeit sich in sein Loos findet, ist ein Zug, den man von Uhland erwarten konnte. Alle diese Auftritte sind historisch, auch das bekannte Wort Ludwigs, als es auf dem Schlachtfelde zum Tafeln geht und man bloß Eier zum Schmausen findet: „jedem Man ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!“ ist nicht vergessen.

Mit der Schlachtkatastrophe hat der erste bis dahin anschwellende tumultuarische Theil des Drama sein Ende erreicht. Die Königsfrage scheint abgemacht zu sein. Aber wo bleibt Leopold, der rastlose, schwungreiche, grimme Leopold? Diese Neugier wird in der ersten romantischen Scene des vierten Aufzugs befriedigt. Und darüber hinaus, denn wir erfahren auch von der unglücklichen Isabelle. In waldreicher Gegend steht unter Bäumen ein einsames Zelt, darin sitzt, gebogen auf den Knauf seines Schwerdtes, ein düstrer, in sich vertiefter Mann. Zwei Frauen in Pilgertracht kommen langsam des Weges, die eine läßt sich leiten durch die andere, ihr Augenlicht ist erloschen, sie jammert uns, und doch ist es dieselbe Isabelle, die wir im Strahl der Jugendreize und königlicher Pracht als Neuvermählte an Friedrichs des Schönen Seite bewundert haben.

Diese Zusammenkunft gehört, ihrer Anlage nach, zu den schönsten dramatischen Scenen. Die Ausführung ist zum Theil sehr gelungen, zum Theil freilich an etwas leidend, was ich späterhin bezeichnen werde. Erst auf mehrfachen Zuruf läßt Leopold sich aus seinem trüben Hinbrüten aufstören:

Wer ruft? wer nannte mich? Ein flehend Weib!
Hinweg! sucht nicht Barmherzigkeit bei mir,
Dem unbarmherzig die Gestirne sind.

Pilgerin.

Kennst du mich?

Leopold.

Isabelle!

Isabelle.

Ja! ich bin's,
Die Wittwe, die elendeste der Frauen.

Leopold.

Was willst du?

Isabelle.

Meinen Jammer will ich dir
Verkünden, will dir klagen meine Noth. —
In jener Stunde, da mir Botschaft kam
Von Friedrich's Unsieg und Gefangenschaft,
Da riß ich ab mein fürstliches Gewand,
Und mein Geschmeide trat ich in den Staub,
Im rauhen Pilgermantel zog ich aus,

Und wo ein Gnadenbild den Gläub'gen winkt,
Da wallt' ich hin und seufzt' und betete.
Mit Fasten und Kasteiung quält' ich mich
Und meiner Thränen heiße Quelle floß
So unversieglich, daß die Augen wund
Mir wurden und der Blick mir dunkelte.
Und als ich heute, nach durchweinter Nacht,
Dies Mädchen fragte, tagt's noch immer nicht?
Da sprach sie, strahlt die Sonne denn nicht hell?
Ich aber sah nicht mehr den gold'nen Strahl,
Und ist's ein Wunder, wenn mir alles Licht
Dahingeschwunden mit dem schönen Freunde,
Der meiner Augen Trost und Wonne war!

Leopold.

In jener Stunde, da mir Ludwigs Sieg
Berichtet ward, stemmt' ich auf einen Stein
Den Knauf des Schwerdtes und mit offner Brust
Wollt ich hinein mich werfen. Was sie dort
Verhinderten, noch kann es hier geschehen;
Hier klirrt mein Schwerdt und siehst du nicht die That,
Doch kannst du tauchen in mein heißes Blut
Und kannst befühlen die erstarrte Hand.

Isabelle.

Halt ein! den Weibern überlaß
Die Werke der Verzweiflung und des Grams!
Nicht also büßest du das große Leid,
Das du mir angethan. Den Gatten hast

Du mir gerissen in den wilden Kampf,
Du hast ihn mir verloren, als du ihm
Gefehlt am großen Tage der Entscheidung.
Von dir verlang' ich ihn, den Gatten gib
Mir wieder und mit ihm der Augen Licht.

Leopold.

So manches Jahr hab' ich ihm treu gedient,
Manch' lange Winternacht, manch' schönen Mond
Hab' ich gelegen vor den festen Städten
Und vor den Burgen seiner Feinde.
Doch er, um einen Tag, um wenig Stunden,
Die er auf mich soll warten, wirft er hin
Der jahrelangen Mühe theuren Preis.
Und dennoch ward ich nicht der Arbeit laß
Und alles setzt' ich d'ran, ihn zu befreien.

Er berichtet nun in den folgenden Strophen über alle Schritte und die riesenhafte Thätigkeit, die er als Diplomat und Krieger seit jenem Unglückstage entwickelte: seine Reise nach Avignon, zum Papste, dem er den Bannstrahl wider Ludwig entriß, nach Prag, wo er Habsburgs Ansprüche auf Böhmen für Beistand dem Luxemburger in die Schanze schlug, seine Demüthigung vor dem Könige von Frankreich, dem er in der Rache der Verzweiflung die deutsche Krone anbot, seine glücklichen Streifzüge gegen Ludwig, den

er bei Burgau überfiel und in die Flucht jagte. Und wenn dies alles nicht helfe und der Himmel sein Gebet nicht erhören wolle, ruft er aus, so bleibe noch Eins übrig:

— die Hölle und auch diese reiß ich auf.

Was es mit diesem plötzlich hereinbrechenden furchtbaren Geheimnisse, das die beiden Frauen angstmacht, eigentlich auf sich habe, dämmert uns sogleich in der Erscheinung des fahrenden Schülers Albertus entgegen. Manteleingehüllt schreitet er durch die anbrechenden Nachtschatten gegen das Zelt. Nach Leopolds Worten hat er ihm schon Beweise seiner Meisterschaft in schwarzer Kunst gegeben. Jetzt gilt es nichts geringeres als die Befreiung des auf einer Felsenfeste schmachtenden Friedrich.

Tritt vor, Albertus! Ja, ich traue dir,
Ich hab's erfahren, mächt'ger sind auf Erden
Des Abgrunds Geister, als die himmlischen.
Bist du bereit, die Wandrung anzutreten?

Albertus.

Noch eines fehlt mir.

Leopold.

Was?

Albertus.

Ein Zeichen, Herr,

Daran er wisse, wer mich abgeschickt.
Kein Ring, kein Kleinod, nichts von Goldeswerth,
Ein Wort nur, ein Gedanke, der die Seel'
Ergreift und die Beschwörung wirksam macht.

Ein glücklicher Einfall des Dichters, wodurch der unheimliche Gedanke erregt wird, daß etwas Hinterlistiges, an der Schuld des Zauberei Betheiligendes, hinter dem Begehren laure; dies hilft sowohl dem Hexenmeisteransehen des fahrenden Schülers auf, als es dem Inhalte der Antworten Leopolds und Isabellens eine gespanntere Aufmerksamkeit zuwendet, diesen Antworten dramatisches Leben verleiht. Würde man mehr auf die Kunst des Dramatikers Acht haben, so würde man finden, daß solche Kunstgriffe der ächten Art nicht allzuhäufig sind. Isabelle macht, auf Leopolds Aufforderung, den Anfang, dem Wunsche des Scholastikers zu entsprechen:

Dir, Isabelle, fehlt's am wenigsten
An solcher Losung. Zögre nicht! du bist
Der Nacht verfallen und des Licht's beraubt.

Isabelle.

Die Sterne schau ich nicht, doch weiß ich wohl,
Sie geh'n jetzt glänzend auf ob meinem Haupt.
Mein Aug' ist dunkel, doch im Innern leuchten
Die Angedenken sel'ger Liebeszeit.

Bei was ich den Gemal beschwören will,
Hat mit der Hölle Mächten nichts gemein.

Isabelle hat Recht, denn sie beschwört ihn bei den Sternen der Liebe und bei ihren blindgeweinten Augen. Und ich, ruft Leopold,

— ich beschwör' ihn bei des Todes Wunden
Des Vaters, bei den eignen Wunden, die
Zu Nacht mich schmerzen, daß ich ächzen muß,
Bei der gebrochnen Lanzenspitze, die
Mir in der Seite steckt, bei diesem Schwerdte,
Das ich am bösen Tag' auf mich gezückt,
Bei den Gespenstern der Erschlagenen,
Die mich verfolgen, bei den Feuerbränden,
Die ich in Städt' und Dörfer schleuderte:
Bei allem, was mir auf der Seele brennt,
Bei allem, was an meinem Leben frißt,
Bei Rache, Zorn, Verzweiflung, Raserei.

Kann man die Nacht einer Seele mit stärkeren Funken beleuchten? Und wir werden sehen, daß der Dichter nicht vergeblich spannt und daß er die gesammelte Atmosphäre rechtzeitig in Donner und Blitz zu entladen versteht. Zwischen jener Vorbereitung und diesem Effekt liegt eine Mittelscene, die uns auf die Verkettung der äußeren geschichtlichen Thatsachen zurückführt. Im Schloßsaale zu München

berichtet der Burggraf von Nürnberg über den Gang der Ereignisse. Der Kirchenbann, worin König Ludwig sich befindet, schreckt die Menge, prallt aber an stärkeren Geistern ab — eine Anspielung auf Occam, Johann von Gent, Marsilius, auf die Vordenker der Reformation, auf den Sieg und die Stärke des freien Wortes, die mindestens heutzutage in München keine Gnade finden wird. Von Wilhelm Occam heißt es, daß er einst zu Ludwig dem Baier, dem Papstverhaßten, gesagt: „schützt mich dein Schwerdt, so schützet dich mein Wort!" welches stolze Wort gerechten Bewußtseins einer die dreifache Krone beerbenden und nach ihrem Sturze herrschenden Gedankenmacht, ohne welche die Schwerdtmacht nichtig, ebenfalls eine nachdenkliche Bedeutung für bekannte Zeitereignisse haben möchte. Einer Versammlung der unzufriedenen, durch Leopold aufgehetzten Fürsten zu Rense wird ferner gedacht, und wie ein braver Komthur des deutschen Hauses der vorgeschlagenen Erwählung des Königs von Frankreich zum Oberhaupte sich mannhaft widersetzt. Ludwigs Antwort enthält auf dem Wege der Vertraulichkeit alle Bedrängnisse seiner Lage und den Ueberdruß, den er an einer feindselig bestrittenen und durch

die Anhänger selbst nur egoistisch vertheidigten Krone empfindet. In seinen Worten ist der Schmerz und die Schande der deutschen Reichshistorie ausgeprägt; denn wie Ludwig konnte wohl jeder deutsche Kaiser von den übermüthigen fürstlichen Vasallen seufzend ausrufen:

Wer nicht bei mir den eignen Zweck erreicht,
Der kehrt sich ab und sucht ihn anderwärts.

Auf seinen Gefangenen zu reden kommend, sieht er nur eine unnütze Bürde in ihm, ja einen gefährlichen Schatz, der, wie dem Geizigen der seinige, nur Tages Sorge, Nachts Qual bereitet. Dieses Geständniß erhält seine volle Bedeutung durch den folgenden Auftritt. Mehrere bairische Ritter, an ihrer Spitze Albrecht von Rindsmaul, verlangen Gehör. Es handelt sich um die Ehre des Königs und des genannten Sprechers der Deputation. Die kampfmüde und durch ihre schimpfliche Zerstreuung vor Burgau durch Leopolds Waffen erbitterte Ritterschaft sieht in dem Tode des gefangenen Gegenkönigs das rasche Ende des verderblichen Krieges, und nach ihrer Vorstellung hält nur die Habsucht, die sich ein reiches Lösegeld nicht entgehen lassen will, den König Ludwig von der Anwendung dieses raschen und unfehl-

bar wirkenden Mittels ab. Auch der Sprecher ist der Mitschuld verdächtigt, da ihm als Einfanger des Gegenkönigs in der That ein Antheil am Lösegelde gebührt. Um sich vor seinen Standesgenossen zu reinigen, verzichtet er auf seinen Antheil, und überreicht dem Könige sein Unterpfand, das Schwerdt des Gefangenen, des Königs Weisheit überlassend, ob er dasselbe zum Richtschwerdte seines Gegners oder nicht bestimmen wolle. Ludwig, den ein plötzlicher Gedanke zu ergreifen scheint, antwortet:

Was meiner Ehre, was der euren ziemt,
Es wird geschehn. Gefaßt ist mein Entschluß.
Herr Burggraf macht euch fertig, und auch ihr,
Herr Albrecht, einen Ritt mit mir zu thun.

Wir können denken, wohin es geht und in welcher Absicht. Müssen wir nicht aber den Verstand des Dichters loben, der auch hier wieder die Entwickelung des Stücks durch so augenfällige, nahe, dramatisch wirkende Motive weiter fördert? Noch ehe das unverhoffte und zweideutige Annahen des Königs durch das Horn des Thürmers der Burg Trausnitz gemeldet wird, sind wir dort in der Gefangenstube des armen schönen Friedrich. Er liegt schlafend in einer Mauernische. Seine Wärter, die mit ihrem Kopfe

für ihn haften müssen, schauen sich eben nach ihm um und tränken die verglimmende Oellampe neben ihm. Es ist Nacht und stürmisch, ein aufziehendes Gewitter verräth sich durch entfernte Donnerschläge. Friedrich erwacht:

Hat's nicht gedonnert? Ja, es hallen noch
Die Berge dumpf. Man sagt wohl, Märzendonner
Bedeut' ein fruchtbar Jahr. Was soll er mir
Für Früchte künden? — Nein! ich kann es nicht
Ertragen dieses Wetter. Als der Schnee
Noch friedlich über Höh'n und Thälern lag
Und als das Eis des Stromes Wellen band,
Daß sie nicht flossen uud nicht rauschten, da
Konnt' ich mich schicken in mein Kerkerleben.
Am Morgen und am Abend ging ich still
In die Kapell' hinüber zum Gebet,
Den Tag entlang ließ man zum Zeitvertreib
Mich Pfeile schnitzen, Pfeile sonder Ziel.
Doch diese Frühlingsstürme, Märzendonner,
Sie rühren mir das Blut auf, mächtig regt
Die Jugend sich, die Thatenlust erwacht.

Was ist das Rührendste in diesem rührenden Monolog des Gefangenen? Was zugleich das Wahrste ist in gleicher Lage. Alles erträgt man hinter Gittern, nur die ersten Hauche des Frühlings nicht. Doch der Dichter hat nicht bloß eine durch ihre allgemeine

Wahrheit tiefergreifende Empfindung aussprechen wollen, sondern er legte in dieselbe, wie sich gebührt, eine Bedeutung für den kommenden Moment, der nun erst recht verstanden werden kann. Zu den Beschwörungen der Liebe und der Rache, die den Zauberer Albertus als Bundesgenossen seiner Kunst begleiten, tritt nun auch, gleichsam vor den Augen der Zuhörer, der Frühling als Bundesgenosse hinzu, und da wir die Stärke dieser Macht kennen, wird uns der nahende Kampf gegen die Versuchung desto bedeutsamer, wie uns der Sieg als desto größere Bewährung der sittlichen Kraft des Helden, als Vorspiel ihres Triumphes über alle Naturgewalten erscheinen muß. Mit einem heftigen Donnerschlage erscheint Albertus in der Fensterbrüstung des Gemaches:

Ha! welch ein Schlag! die Fenster klirren auf —
Was seh ich? Ist's ein Mensch, ist's ein Gespenst?
Sag' an, wer bist du?

Albertus.

Frag' nicht, wer ich sei!
Willst du befreit sein, thu was ich dir heiße!
Umfasse mich behend! den Mantel schlag' ich
Dir um, der Sturmwind führt uns durch die Luft.

Friedrich.

Du bist mir fremd.

Albertus.

Du hast mich einst geseh'n.
Komm, Friedrich, komm! Das Nachtgewitter braust,
Der Regen rauscht und morgen steht die Welt
Im vollen Frühling, wie ein Mädchen, dem
Die erste Liebe plötzlich überkam.
Jetzt, Friedrich, ist es Zeit zu Kampf und Strauß,
Jetzt reiten alle Ritter. Friedrich, komm!

Friedrich.

Ich will nicht.

Albertus.

Deine Schönheit ist gewelkt;
Der Frühling blüht, auch sie wird neu erblüh'n.

Friedrich.

Du lockst vergeblich.

Albertus.

Frühling ist es, komm!
Vor Sehnsucht stirbt dein Weib, sie hat sich blind
Geweint — ja blind, und weint noch immer fort,
Und girrt im Dunkeln wie die Nachtigall,
Und träumt von Königen.

Friedrich.

Weißt du von dem?

Albertus.

Ja! Frühling ist es, deinen Bruder brennen
Die Wunden und die Lanzenspitze sticht —
Komm, dieser Mantel trägt dich sicher hin.

(Geräusch vor der Thüre.)

Friedrich.

Gott sei gedankt! die Runde kommt. Entfleuch!
Du bist verloren.

Albertus.

Wähnest du wohl gar,
Daß ich sie fürchte?

(Der Burgvogt und die Wächter treten ein.)

Fort, ihr Elenden.
Mit diesem Donner werf ich euch zu Boden.

Die Wächter.

Hilf, heilig Kreuz!

Burgvogt.

Flieht zur Capelle, flieht!

Albertus.

Hast du's gesehn? Da sind sie hin. Doch jetzt
Ist's höchste Zeit. Komm, Friedrich, deine Feinde
Sind nah, die Brücke fällt, das Burgthor knarrt,
Die Hufe klirren. Friedrich, rette dich!
Man will dich tödten!

Friedrich.

Ob durch Zauber du,
Ob durch Verwegenheit die Zinn erstiegst,
Fahr' hin, Versucher! mich verlockst du nicht;
Im rechten Kampf hat Ludwig mich gefangen —
Die Wächter!

Der nun folgende Auftritt hat für die protestantische Zuschauerwelt, die allenfalls an Teufelei, aber nicht

an die Austreibung derselben durch Weihwasser, Kreuzfahren nnd Rauchfässer glaubt, etwas Burleskes, was für die katholische Welt und namentlich für den guten Baier an sich nicht darin liegt. Um beide Theile zu befriedigen, hat der Dichter das Burleske nicht in die Handlung selbst, sondern in einen Nebenumstand gesetzt, und um jeden Anstoß zu vermeiden, hat er den Burgpfaffen aus dem Spiel gelassen. Die rückkehrenden Wächter, zum Exorzismus ausgerüstet mit den obgenannten heiligen Geräthen, vertreiben durch Spritzen, Rauchen und Alle guten Geister-Schreien allerdings den Unhold, der mit dem Rufe: „ich muß von hinnen," verschwindet, aber sie gehen in ihrem Amtseifer auch auf Albrecht von Rindsmaul los, der eben in die Thüre tritt und Friedrich die Ankunft des Königs meldet. Dieser Zug ist glücklich, mag er bedacht oder zufällig sein. Die folgende vierte und letzte Scene stellt nun die Zusammenkunft der beiden Gegenkönige in so ungleicher Lage dar. Friedrich ist auf den Tod gefaßt; er wirft seinem Sieger nur aus Bitterkeit die langsam folternde Aufsparung des Todesstreiches vor. Ludwig reißt ihn aus dem bösen Traum. Er ist offen gegen ihn, er verhehlt ihm

nicht seine vielfach bedrängte und gefährdete Lage, des Papstes Fluch und die Racheunternehmungen Leopolds; mit einer überraschenden Wendung sagt er dann:

In solcher Noth kann ich an Niemand besser
Mich wenden als an euch.

Friedrich.

Ihr spottet mein.

Ludwig.

Denn seht, je später sich mein Thron befestigt,
Je länger dauert eure Kerkerhaft;
Je wilder mich der Gegner Wuth bestürmt,
Je fester muß ich eure Bande schmieden.
Und so verzehren wir uns beiderseits.
Ich, der ich Frieden will, in stetem Kampf,
Ihr, der nach Thaten glüht, in ödem Gram.
D'rum, wenn uns Beiden Hülfe werden soll,
So muß der Eine zu dem Andern steh'n.
Und deshalb komm ich her und ruf euch auf:
Verbürget mir den Thron und werdet frei.

Friedrich.

Was nennt ihr: euch den Thron verbürgen?

worauf Ludwig als Bedingungen nennt: Entsagung des Königsnamens, Auslieferung der rechten Krone — dieses historische Hauptstück des alten Königs-

Inventariums befand sich in Habsburgs Händen, was der Krönung des Baiernherzogs zum Präjudiz gereichte — Entwaffnung der Brüder, Heerfolgeleistung und Rückgabe der dem Reiche entrissenen Ländereien. Im übrigen kein Pfand noch Lösegeld:

— — Unterpfand
Begehr' ich keines, eure Treue bürgt.
Nur euer Wort verlang' ich, daß, wenn ihr
Nicht die Bedingungen erfüllen könnt,
Ihr euch bis auf die nächste Sonnenwende
Unfehlbar in die Fängniß wieder stellt.

Im Ehrgeize gedämpft, im Muth verkümmert auf dem bairischen Spielberge, sehnsüchtig nach Freiheit und Frühlingsluft, antwortet der hohe Gefangene:

Was ihr bedingt, erfüll' ich, wenn ich kann;
Kann ich es nicht, so kehr' ich auf die Zeit.

Ein Handschlag besiegelt das Versprechen. Der Klang einer Orgel läßt sich hören, durch die geöffneten Flügelthüren des Hintergrundes sieht man in die erleuchtete Schloßkapelle, wo ein frommer Prälat, der als Jugendlehrer beider Fürsten bezeichnet wird, sie erwartet, um ihnen auf ihren neuen Freundschaftsbund die Hostie auszutheilen. Sehr schön ist in Friedrichs Abgangsworten der Streit himmlischer und irdischer Gefühle ausgedrückt:

Fürwahr! ein mächt'ger Wohlklang muß es sein,
Der meiner Seele tiefen Mißton lösen,
Ein kräft'ger Himmelsfriede, der die Brust,
Die stürmisch wallende, mir stillen soll.
Herabzusteigen von der Wünsche Gipfel,
Des Lebens höchstem Ziele zu entsagen
Und wie ein Aar, gebrochnen Fittiges,
Zum Himmel aufzublicken, o! es ist
Ein großer Schmerz und nicht entehret hier
Den Mann die Thräne. — Kommt! ich bin bereit.

mit welchen Worten dieser ungemein dramatische, an Balladenstoff reiche Aufzug sich beschließt.

Der letzte Aufzug beginnt mit einer Gartenscene, Friedrich und Isabelle sitzen auf einer Rasenbank. Isabelle ist glücklich trotz ihrer Blindheit, Friedrich unglücklich trotz der wiedererrungenen Freiheit und der kosenden Frühlingslüfte und der seligen Worte seines Weibes. Der Wurm des verletzten Stolzes nagt an seinem Herzen. Seine Freiheit scheint ihm zu theuer erkauft mit der Barriere, die ihn für immer von dem bisherigen höchsten Ziele seines Strebens trennt. Wie viel weltgeschichtlicher Jammer stößt sich hier in tiefen Seufzern aus:

O Isabelle, wünsche nicht zu sehr
Das Licht zu schau'n! Erschrecken würdest du,

Wie schmählich man dich blindes Weib getäuscht.
Statt deines Gatten, der ein stolzer Held,
Der ein gekrönter König war, hat man
Dir einen hingeschoben, der vor Schaam
Das Haupt muß senken.

Isabelle.

Senke du das Haupt
Auf meine Brust. Frägt Liebe denn nach Kronen?

Friedrich.

Das ist noch Spur von meiner bessern Zeit,
Daß Weibesliebe mich nicht glücklich macht,
Seit unter Männern ich entwürdigt bin.

Isabelle.

Entwürdigt?

Friedrich.

Aller Herrlichkeit entkleidet,
Nicht mehr gefangen, doch darum nicht frei;
Denn frei ist, wer das Höchste darf erstreben.

Zu diesem Mißmuth, der freilich mehr den blendenden Schimmer als die Idee des Höchsten in's Auge zu fassen scheint, gesellt sich noch die äußere Schaam und Verlegenheit bei dem Anblick Leopolds und des päpstlichen Abgeordneten, die ihm ihren Glückwunsch über die wiedergewonnene Freiheit darzubringen kommen. Zwar sind Beide schon durch Briefe Friedrichs

über die eingegangenen Bedingungen dieser Freiheit unterrichtet, allein wir dürfen voraussetzen, daß der Eine auf dem Standpunkte der Politik und in der Verstocktheit seines Hasses, der Andere als Minister der Gewissensmacht, die Eide bindet und löset, den stattfindenden Gewissensfall auf die leichte Achsel nimmt. Es ist ein feiner Zug des Dichters, daß er Friedrich, nach kurzem Dank auf den Glückwunsch, zu seinem Bruder sagen läßt: „doch, Leopold, du scheinst mir krank?“ Leopold bekennt, daß ihm der Winterfeldzug zugesetzt habe, er passe nur schlecht in diesen Garten voll Frühlingsblüthen. Diese Wendung benutzt Friedrich, um ihm die Wohlthaten des Friedens, das weiche Wams statt des drückenden Panzers, Kräuterkur für die Wunden, Erfrischung in Bädern anzupreisen. Leopold fragt ihn bitter, ob er scherze; keine Zeit sei zum Kampfe gelegener als die jetzige. Worauf Friedrich ihm die eingegangenen Verbindlichkeiten in's Gedächtniß ruft; die übrigen Brüder seien schon seiner Mahnung gefolgt, von ihm erwarte er dasselbe:

— — Nein, verhindre nicht
Die endliche Befriedung dieses Streits!
Hilf mir erfüllen, was ich zugesagt.

Leopold.

Ich weiß nur, daß du frei bist, And'res nicht.
Du bist es unbedingt; er mußte dich
Entlassen, auf der Brust stand ihm das Schwerdt.
Wo keine Wahl ist, ist auch kein Beding.
D'rum muthig! Auf des Glücks geschwungnem Rade
Sind wir jetzt wieder oben. Du bist frei,
Der Papst ist dir gewogen; und er wird
Als König dich erkennen; Ludwig ist
Im Bann, und an des Reiches Grenze tobt
Ein neuer Feind: der Polen und der Russen
Unbänd'ge Schaaren fallen in die Mark
Von Brandenburg, der heil'ge Vater selbst
Hat sie berufen; Ludwigs junger Sohn
Schreit dort um Hülf'. In Schwaben hier bin ich.
Hab ich gesäumet, so geschah es nur,
Damit ich vielfach, tausendarmig dir
Mich stelle; hinter mir schon braust mein Heer,
Die Luft, die mir im Nacken weht, ist schon
Das Schnauben ihrer Rosse. Darum frisch!
Zeuch an den goldnen Harnisch, laß den Hengst
Sich bäumen! Jauchzen hör' ich schon dein Volk,
Die Ritter sind zu Roß, genesen sind
Die Wunden, die Erschlagnen springen auf.
Steig wieder, Sonne, die gesunken war!
Hinab muß Ludwigs bleicher Stern.

Friedrich.

Du weißt

Mich gut zu fassen, du verstehst den Klang,
Der tief in meiner Seele wiederhallt —
Vergeblich! Meine Treue steht zum Pfand.

Dies ist der Augenblick für den Legaten, sich einzumischen:

Den Zweifel, der euch das Gewissen drückt,
Vergönnt, daß ich mit sachter Hand ihn löse.

Er versucht es nun erst mit einer allgemeinen advokatischen Kasuistik, die sich auf die juristische Verbindlichkeit des geleisteten Eides bezieht, der Eid sei ohne Rechtsbestand, da er in Unfreiheit, durch Zwang, Drohungen abgefordert. Diesem widerspricht Friedrich mit Stolz, er lasse sich nicht einschüchtern, er habe sein Wort frei und ohne Zwang gegeben. Aber wem? ruft der Legat, und versetzt sich mit dieser Frage auf das höhere Gebiet der geistlichen Kasuistik, die man auch wohl, in anderer und umfassender Anwendung des geschichtlichen Begriffes, als den Gewissenskodex jedes Absolutismus von Gottes Gnaden bezeichnen kann. Der Legat macht bemerklich, daß Ludwig der Feind und Ausgestoßene der Kirche sei und daß der Papst jeden männiglich von Pflicht und Huldigung, selbst beschworener, gegen denselben entbunden habe. Ueberdies sei es eben Zweck seiner

Sendung, ihn, den Friedrich, von jedem Eide, wodurch er sich persönlich gebunden halten möchte, loszuzählen, was denn, wie er hinzufügt, andurch geschehe. Friedrichs Antwort ist:

Noch hab' ich nicht gebeten, meiner Pflicht
Mich zu entheben, und ich werd es nie.

wogegen der Legat die tauben, gebieterisch abmachenden Worte spricht:

Ob ihr es bittet, wünschet oder nicht,
Die Kirche darf nicht dulden, daß ihr dem
Verfangen bleibet, dem sie fluchen muß.
u. s. w.

Dieser ganze Handel ist von Uhland mit wenigen Worten, in vortrefflicher, rascher Charakteristik dargestellt. Ohne es geahnt zu haben, gibt er uns nach zwanzig Jahren viel Besonderes zu denken; indem wir, vom päpstlichen Gewissensstuhle seit Jahrhunderten unabhängig, dennoch die Erfahrung haben machen können, wie man auf ähnlichem Wege mit öffentlichen und privaten Gewissensfragen zu verhandeln weltlicherseits sich gleich berechtigt fühlt; so daß wir, um die in katholischen Jahrhunderten so siegreiche Taktik des Legaten mit ihrem ganzen historischen Gewichte auf uns wirken zu lassen, nur die Namen der Objekte und Agentien zu verändern haben. Es wird

nämlich, und dies spricht sich in dem Finale des Legaten: „ob ihr es bittet, wünschet oder nicht," jeder, auch der heiligsten Verpflichtung die Persönlichkeit abgesprochen, oder mit andern Worten, die Heiligkeit der Verpflichtung soll nicht direkt zwischen dem Objekt und der Person bestehen, sondern in einem höheren Medium, was Personen und Dinge beherrscht, sie unter sich verbindet und das Verbundene wieder löset; welches höhere Medium denn freilich wieder durch eine Person, Papst, höchste Person (wie der Deutsche diese Verschlingung und Absorbzion aller Persönlichkeiten zu nennen gewohnt ist) repräsentirt wird. Ganz consequent verkündet nun auch der päpstliche Legat in den Nachsätzen die Strafe, die darauf folge, wenn Friedrich sich seiner Verpflichtung nicht für entbundeu halte und demgemäß etwa in seine Haft zurückkehren werde: Ausstoßung aus der Kirchengemeinschaft mit jenem zusammen, dem er sich verschworen hat und dem er in böser Willkühr und persönlichem Trotz — nach der Auslegung des Systems — verhaftet bleiben will:

D'rum wisset, wenn ihr dem Vergleiche lebt,
Wenn ihr, was Gott verhüte! wiederkehrt
In Ludwigs Haft, so fällt auf euer Haupt
Derselbe Bannstrahl, der auf jenen fiel. —

Erwägt es, Herr, und wenn ihr's wohl erwogen,
Bescheidet mich, indeß gehabt euch wohl!
Der Himmel lenke gnädig euren Sinn.

Kaum hat diese himmlische Bearbeitung sich zurückgezogen, als Leopold mit verdoppelten Kräften den irdischen Sturm weckt. An dem festen Widerstande, den er findet, steigert sich seine krankhafte, fiebrische Aufregung bis auf den höchsten Grad, so daß sie, nach Verwandlung seiner bisherigen Liebe zu seinem Bruder, in den brennendsten Haß gegen ihn, in krampfhaften Wahnsinn und selbstvernichtende Laute endet. Ob wir in unserer dramatischen Literatur viele Scenen von so tieferschütternder Wirkung besitzen, möge man beurtheilen:

Leopold.

Von diesem hast du Frist genommen, ich
Darf keine dir gewähren; augenblicks
Muß mir Entscheidung werden, denn gezählt
Sind meine Stunden, Eile thut mir Noth.
Ja, wiß es, Bruder, dieser Frühling ist
Mein letzter, wenn es je mir Frühling war,
Und um zu sterben, brauch ich jetzt nicht mehr
Mein Schwerdt zu wenden gegen meine Brust.
In meinem Marke wühlt der Tod, die Kraft
Geht mir versiegen, unstät flackert noch
Die Lebensflamm' auf dem verglühten Stoff.

D'rum zaudre nicht! Ich fordre jetzt den Sold
Für eine frühverzehrte Jugend, für
Ein Leben, das in deinem Dienste schwand.
Nur diesen Lohn begehr ich, daß zuletzt
Du noch hintretest vor mein brechend Aug'
Im Glanz der Krone, die ich dir erkämpft.

Friedrich.

Was ich dir schuldig bin, ich hab' es nie
Verläugnet, tief und ewig ist mein Dank.
Könnt' ich, was du von meinem Leben mir
Geopfert, aus dem Meinen dir erstatten,
Könnt' ich als Leiche vor dir niedersinken,
Damit du blühend ständest und verjüngt!
Doch Eines ist, was ich versagen muß,
Der Ehre wank' ich nicht, und wär's der Tod.

Leopold.

Mein Athem, wenn er gleich sich mühsam hebt,
Ist doch so wirksam noch, daß er ein Heer,
Ein mächtiges, beseelet und bewegt;
Noch kann er Sturm erregen und er wird's.
Du bist mein Feind, denn du bist Habsburgs Feind,
Nicht Ludwigs, *mein* Gefangner bist du jetzt.
Versuch's, stell dich zur Wehre, ruf dein Volk
Zu Hülf'! Der Bannstrahl zischt, du stehst allein.

Friedrich.

Meint ihr, ihr Thoren, daß ich mir die Kron'
Aufdringen lasse? Wenn ich eifrig war,
Sie zu erstreben, standhaft werd ich sein,

Sie abzuwehren. Eile, heb' dich weg!
Noch bin ich Herr, von dir noch unbesiegt.

Leopold.

Du sollst mich wiedersehn. So lang mein Puls
Noch zucket, werd' ich dein Verfolger sein;
Wo ich dir diente, werd' ich dich bekämpfen,
Und sink ich in der Schlacht des Bruderkriegs
Entseelt vom Roß, und wälzen sie auf mich
Den Stein des Feldes, glaube nicht, ich könne
Im Grabe rasten! Rastlos wird mein Geist
Dich suchen und dich quälen.
(Friedrichs Hand krampfhaft fassend.)
Leb' ich noch?
Bin ich nicht Leiche schon? ist diese Hand
Nicht starr? mein Hauch nicht Grabeshauch? mein Blick
Nicht Hölle?

Friedrich (zurückschaudernd.)

Weg!

Isabelle.

Ihr Heil'gen, steht uns bei!

Leopold.

Verschling mich, Abgrund! Stürme, reißt mich hin.

Es ist nicht meines Amts, den Commentator im philologischen Sinn des Wortes zu spielen, und die einzelnen Schönheiten der Sprache auf Nadeln zu spießen; doch wäre hier, wo sich die wachsende Leidenschaft auf der dunkelsten Tiefe eines hoffnungslosen

Herzens so gewaltig und doch so einfach und schwulstlos in klarem Wort auf geistig dunkelm Grunde offenbart, für geschmackvolle Bemühungen dieser Art eine reiche Beute zu sammeln. Was die poetische Gesammtwirkung dieses Auftrittes betrifft, so muß man dem Dichter nicht bloß einräumen, daß er erschüttert, sondern auch, daß er den erschütterten Nerv sympathetisch mit seinem nächsten dramatischen Zwecke in Kontakt bringt. Ich brauche nicht zu bemerken, daß diese ganze Scenenreihe dazu bestimmt ist, den eigentlichen und einzigen tragischen Moment des Drama, den Sieg des freien Willens, der Pflicht, über alle Anfechtungen des Herzens und des Kopfes, über Schmerz, Wehmuth, Mitleid, Ehrgeiz, Vortheil, Glück und Unglück, vorzubereiten und so glänzend, oder vielmehr so erhaben als möglich zu machen. Nicht umsonst ist der Ausdruck der Demüthigung, der Schaam und Reue, die Friedrich in der Eingangsscene, seiner Gattin gegenüber, äußert, so stark aufgetragen; der Zuschauer mußte fühlen, daß der von seiner Höhe herabgestürzte Gegenkönig noch ungebrochenen Ehrgeizes sei, daß nicht innere Gleichgültigkeit und Schwäche seinen Entschluß erleichtere. Erst durch diese Gewißheit konnte er ein Gegenstand unserer

höheren Theilnahme werden. Und diese Darlegung war um so nöthiger, je weniger wir in seinem Verhalten zu dem Ansinnen des päpstlichen Legaten und seines Bruders äußerliche Spuren entdecken, daß ihre Worte eine geheime Fürsprache in einem gepreßten, grollenden Winkel seines Herzens finden. Seinem Bruder spricht er von den Segnungen des Friedens, von dem Balsam der Ruhe. Ein guter Darsteller dieses Charakters auf der Bühne wird in Haltung, Stimme und Geberde das Unsichere und Erzwungene dieser lächelnden Zusprache bemerklich zu machen wissen. Denn das demüthigende Gefühl, in den Augen seines Bruders und des Legaten verächtlich zu erscheinen, das drückende Gefühl, undankbar zu scheinen gegen ihre Opfer und Bemühungen, ja das nicht abzuweisende Bewußtsein, durch die eingegangene Verpflichtung einer vielleicht schwachen Stunde, sich ihres ausdauernden Beistandes unwerth gezeigt zu haben, diese Seelenbewegungen wird der zu wünschende Darsteller seinen Zuschauern nicht entgehen lassen. Man bemerke nun, daß alle diese heftigen Angriffe auf den Stolz und das Ehrgefühl des Unglücklichen seinen Entschluß auch nicht einen Augenblick wankend machen sollen — denn an die Möglichkeit, daß er sein

Wort brechen kann, soll der Zuschauer nicht einmal denken — aber daß sie ihm die Freudigkeit und die Erhebung rauben müssen, seine Pflicht zu erfüllen — also jene Stimmung, ohne welche er uns nur als ein bemitleidenswerther Mann, nicht als tragischer Held erscheinen dürfte — so wird man eine richtige Einsicht in die Kunst des Dichters erhalten, die eben dasjenige, wodurch sie den Helden anfangs niedergeschmettert und herabgedrückt, durch einen plötzlichen Umschwung, zum erhöheten Postament seines sittlichen Heldenthums zu benutzen verstand. Und dies geschieht durch eine einzige Wendung, durch eine psychologisch wahre, höchst natürliche Reaktion. Für alles, was auf eine wunde Stelle unsers Herzens, unsers Gewissens drückt, haben wir keinen Gegendruck und sind den schmerzhaftesten Berührungen, selbst der Bosheit, leidend ausgesetzt. Aber wie die Schwäche oft an der Stärke haftet und das sittliche Leiden eine Kraft bedingt, von der es zehrt, so wird jeder äußere Druck, der sich übernimmt und mit plumper Unverschämtheit in die gesunde Muskel unserer sittlichen Energie eindringen will, einen zurückschnellenden Gegendruck erfahren, einen Gegendruck, der unser ganzes Wesen erschüttert, aufrichtet und dahin kräftigt,

inneren und äußeren Feinden selbsterhaltend die Spitze zu bieten. In diese Lage wird Friedrich versetzt. Erstlich ist es der Legat, der seinen gedemüthigten Stolz und sein sich selbst anklagendes Gewissen wieder hebt durch die falsche Beschuldigung, die zugleich Entschuldigung sein soll, daß er durch Drohungen sich habe einschüchtern lassen, sein Wort zu geben. Derselbe Legat irrt sich noch mehr in der Wirkung seiner Gründe, wenn er gleich nachher mit dem Bann des Papstes droht; denn eben die Furchtbarkeit dieser Drohung, die jede andere mögliche übertrifft, kann nur dazu dienen, das gebeugte Herz, den bezweifelten Seelenmuth des Bedroheten um so kühner zusammenzuraffen und ihr die entschlossene, geballte Kraft der Freiheit und des Selbstbewußtseins entgegenzusetzen. Dann Leopold. So lange dieser ihn packte und festhielt an dem wunden Fleck, dem verletzten Ehrgeize der Habsburger, und nur da und so lange, krümmte er sich seufzend unter dem rauhen Griff des kriegerischen Bruders. Als aber dieselbe Faust, die ihn schmerzlich berührte, ohne daß er es abwehren konnte, sich drohend gegen sein Haupt erhob und seinen Willen durch die Alternative des Wortbruches oder des Verlustes seiner Herrschaft und aller welt-

lichen Würden und Ehren gewaltsam brechen zu wollen schien, da erhob sich dieser gebeugte, seufzende Wille zu einer felsenfesten Säule, an der jede Blutwelle des Schmerzes sich bricht und die von ihrer Höhe stolz verachtend auf ein Weltmeer von Elend, Unglück und Gefahren herabsieht. Haben wir diesen Culminazionspunkt des Uhland'schen Drama in sein gehöriges Licht gestellt, so wird uns die folgende Scene, das Losreißen Friedrichs von seiner Gattin darstellend, in keinem Theile seiner erhabenen Schönheit verborgen bleiben. Beim Abstürmen Leopolds ruft Friedrich:

Nun, Isabella, hast du selbst gehört,
Ich hab' es mit Verzweifelten zu thun,
Und rascher That bedarf es. Nimmermehr
Will ich das Werkzeug fremder Pläne sein;
Mit jenem Handschlag in des Baiers Hand
Hab' ich mir selbst mein Schicksal festgesetzt,
Und nimmer soll mich dieser Vorwurf treffen,
Daß ich den Zwang, den ich vermeiden konnte,
Zum Vorwand eines Treuebruchs gebraucht.
Noch bin ich frei, noch einen Augenblick;
Noch bin ich nicht vom Bann gezeichnet, noch
Von meines Bruders Schaaren nicht umringt;
Und diesen Augenblick der Freiheit nütz ich
Zurückzuschreiten in den Kerker.

Isabelle.

Weh!

Du wolltest —

Friedrich.

Ja, ich will. Das ist mein Stolz,
Daß ich noch wollen kann. Ich glaubte mich
Erniedrigt, aus der Freien Zahl getilgt,
Und fühle jetzt mit eins mich frei und groß,
Und athme leicht und blicke freudig auf,
Daß ich noch Kronen von mir stoßen, noch
Den Kerker kann erwählen statt des Throns.
Leb' wohl, mein Herz! Zu Rosse schwing ich mich,
Das Thor ist offen und die Straße frei.

Isabelle.

Treuloser! meiner Blindheit solltest du
Ein Führer sein und läßt mich hülflos stehn!
Du solltest heilen mein verweintes Aug',
Und giebst ihm neue Zähren, heißere!
Du darfst nicht fliehen, nein, ich laß dich nicht.

Friedrich.

Was klammerst du dich fest? Es ist umsonst
Ich gab mein Wort.

Isabelle.

Nichts weiter als ein Wort?
Was ist ein Wort denn gegen meine Liebe?
Ein todtes Wort, ein Schlag der hohlen Hand,
Was soll das gelten, wo das Leben glüht?
Ein Wort soll in der Fülle deiner Kraft
Hinab dich in das Grab des Kerkers bannen?

Soll aus dem Licht des Frühlings, aus dem Athem
Der Liebe dich in Nacht und Moder ziehn?
Nein, Friedrich, nein! Verfangen bist du mir,
In meiner Liebe Kreisen wandelst du,
Du lebst von meinem Leben, nimmer läßt
Mein Herz das deine —

Friedrich.

Bluten, brechen muß
Dein Herz und meines, dazu liebten wir.
Laß mich!

Isabelle.

Dein Wort hast jenem du verpfändet,
Du gabst auch mir ein Pfand, ein theures Pfand.
Ja, Friedrich, was ein süß Erröthen dir
Gestehen sollte, jetzt verzweiflungsvoll
Muß ich's zum Ohr dir schreien: ich bin Mutter. —
Verlaß mich nicht in dieser finstern Nacht!
Dein Knie umfaß ich, o verlaß mich nicht.

Friedrich.

Ich muß — es wird zu spät — ich muß, mich brennt
Der Boden hier. Laß, laß mich! lieg im Staube!
Du bist des unglücksel'gen Friedrichs Weib.

Wir sind umflossen von Alpenluft — jedes laute Wort des Nachlobes dieser Scene würde nur schwach und dünn verklingen. —

Der Schauplatz verwandelt sich in das Innere der Königsburg von München. Ludwigs Kinder treiben

Ballspiel in einer anstoßenden Gallerie. Nachdenklich schaut er, trotz schwerer Reichssorgen ein glücklicher Vater, dem Spiele zu und murmelt Erinnerungen seiner Knabenzeit, wo er ebenso mit Friedrich und Leopold Ball geschlagen:

> Doch and're s Spiel begann uns, ernsteres —
> Gewaltig Schicksal warfen wir uns zu,
> Und müde bin ich von so strengem Spiel.

Welchen wunderbaren Uebergang von einer Stimmung in die andere hat der Dichter durch ein so einfaches Mittel, durch die Symbolisirung heiterster Jugendlust und Gegenseitigkeit an drei spielenden Knaben in unserem Gemüth vermittelt. Dort das junge, blinde, verlassene Weib mit der Frucht unter ihrem brechenden Herzen, das ungeheure Weh, und wieder, das alles beherrschende, über alles hinausführende Großthum sittlicher Erhebung. Hier ein blühendes Familienbild, sorgenloses Spiel von Knaben, ahnungslosen, unschuldigen Daseinsgenuß, dem aber, in Ludwigs Person, der Schatten wehmüthiger Erinnerungen zur Seite schwebt, wie das heitere Spiel ohnedies auch in den Zuschauern ich weiß nicht welche rührende Trauer erregt, worin die nach- und mittönende peinvolle Stimmung in Thränen der Wehmuth

sich auflösen mag. Aber diesem Gefühl würde sich eine Bitterkeit ganz fremder und störender Art bei-mischen, wenn nicht der Dichter auch den Gedanken vorgesehen hätte, daß jene leichte Wehmuth, die Ludwig, mitten in seinem Familienglück, äußert, unserem poetischen, das heißt, tief in der Schönheit und Harmonie unserer Natur begründeten, Gerechtigkeitsgefühle kein angemessenes Aequivalent für seines Freundes Leid, für des Edlen ihm verfallenes und durch ihn zertrümmertes Lebensglück bedünken muß. Er beeilt sich daher, uns auch die Schattenseiten und Trübungen des Sieges, die Narben, die Erschöpfung und das noch immer in ziehenden Gewitterwolken drohende Geschick des Siegers zu zeigen. Müde nennt sich dieser von so strengem Spiel mit Schicksalsbällen, und welche augenblickliche gewichtvolle Bedeutung seine Worte haben, erfahren wir unmittelbar durch das Eintreten Münchener Bürger. In der Stadt hat sich das Gerücht verbreitet, der König sei vergangene Nacht zu den Truppen hinausgeritten, die an die äußerste Reichsgrenze, nach Brandenburg, zur Verstärkung seines durch die slavischen Streitmassen bedrängten ältesten Sohnes abzugehen bestimmt sind. Darüber ist die Bürgerschaft in die äußerste Besorgniß

gerathen, denn in einem Augenblick, wo der Verwüster Leopold auf's neue sich der baierischen Grenzen nähert, glaubt sie ihres Fürsten und natürlichen Beschützers nicht entbehren zu können. Sogar verlautet, daß Friedrich sich von neuem zur Behauptung der Krone rüstet. Die Bürgerschaft bittet daher ihren Fürsten, ihr gegenwärtig zu bleiben. Aus Ludwigs Antwort erkennt man, daß keinem Unwürdigen die Reichskrone zugefallen. Er erinnert die Bürger an den (im ersten Aufzuge geschilderten) Augenblick, wo sie ihn ermunterten, seiner Berufung auf Deutschlands Thron Folge zu leisten:

Ihr habt's gewollt, ich stieg auf Deutschlands Thron,
Und meine Sorge, die euch eigen war,
Hat fortan unter Viele sich getheilt.

In Betreff der Abreise nach Brandenburg sei noch nichts Gewisses festgesetzt, er spähe in diesem bangen Augenblick erst umher, wo seine Gegenwart am nöthigsten. Im Fall der Abreise werde er seine drei Söhne den Münchnern zurücklassen als Unterpfand, daß er für alle ein sorglicher Vater zu sein gedenke. Zufriedengestellt ziehen die Bürger sich zurück. All diese Kriegsnoth, Familienangst und noch mehr die würdige Sprache des bedrängten Königs, sind sehr

geeignet, uns mit seinem Sterne zu versöhnen. In seinen ernsthaften Betrachtungen wird er durch den Ruf der Kinder gestört, die auf dem Schloßhofe einen schönen Ritter, vom schweißbedeckten goldfarbenen Rosse springend, wahrnehmen. Es ist Friedrich, der, unbekannt, auf des Vaters Geheiß, an der Hand der Kinder eingeführt wird:

Ludwig.

— Täuschet mich
Mein Auge? Friedrich!

Friedrich.

Freu' dich nicht, erschrick
Ob meiner Wiederkunft! Sie zeigt dir an,
Daß unversöhnlich deine Feinde sind. —
Unmöglich war mir der Bedingungen
Erfüllung, meine Rückkehr selbst ist Flucht.

Ludwig.

Bewundern muß ich dich.

Friedrich.

Als ich den Bruder,
Der sich mir aufgeopfert, von mir stieß,
Als ich mich losriß von der blinden Gattin,
Damals, im ersten Schmerze schien mir's wohl,
Als hätt' ich Uebermenschliches gethan,
Doch nun ich's recht betrachte, that ich nichts
Als das Geringste, was ein Mann kann thun:

Ich hielt, was ich versprochen. Größre Thaten,
Ruhmwürdige, die ich mir einst geträumt,
Vereitelte mein feindliches Geschick.
Doch daß ich mindestens mein Wort gelöst
So gut ich konnte, davon zeuge dir
Die Krone hier.

Man darf es sich von großer theatralischer Wirkung denken, wenn bei diesen Worten der Gegenkönig unter dem Reitermantel hervor die so lange mit dem Blut von Tausenden bestrittene Reichskrone langt:

— Sie ist das Einzige,
Was deinen Feinden zu entreißen war.
Es ist die Macht nicht, doch ein Schein der Macht,
An dem sich oft mein kindisch Herz vergnügt.

und dann dieses glänzende Sinnbild höchsten Ehrgeizes und sterblicher Macht seinem Gegner darbietend, spricht:

Ich selbst bin dein Gefangner, wie zuvor.
Laß mich nach Trausnitz führen! mich verlangt
Nach Einsamkeit, mein Leben ist verlebt.

Das Folgende kann schon an sich, durch die bloße Handlung, des stürmischen Beifalls der Herzen und leuchtender Blicke gewiß sein; es ergreift durch seine innere Großartigkeit. — Das sind aber die Stellen, die französische Koketterie und deutsche Geschrobenheit

zu verpfuschen pflegen. Uhland zeigt sich einfach, gleichsam solide, dem Moment gewachsen, aber ihn nicht überbietend, daß uns die großmüthige Handlung des Siegers so natürlich erscheint, daß wir nicht den Anflug eines Augenblicks, einen Theaterstreich in ihr erblicken:

Du ein Gefangner? nein! du bist ein Sieger.
Bei Mühldorf siegt' ich durch der Waffen Macht,
Jetzt durch die Macht der Treue siegest du.
Vor dir verliert mein Purpur seinen Glanz,
Nicht kann ich König sein, wenn du's nicht bist.
Ja, Friedrich! als du tratst in diesen Saal,
Da hub es sich zu hellen an und jetzt
Ist mir es klar geworden wie der Tag.
In welcher Blendung irrten wir, in welcher
Bethörung! Wir, die Enkel eines Ahns,
Die Jugendfreunde, wir verfolgten uns,
Wir trieben uns durch Fluthen und durch Flammen,
Durch blut'ge Schlachten, Kerker, Kirchenfluch,
Und mit uns lernten unsre Völker sich
Verkennen, hassen und bekämpfen, sie,
Die einem Stamm entsprossen sind gleich uns,
Die alle deutschen Bluts Genossen sind.
Und doch so nahe lag die Lösung, nicht
In Schwerdtkampf, nicht in List noch Zauberei,
Sie liegt uns einzig in der Kraft des Herzens.
Das Herz nur kann uns retten, das uns stets,

Wenn wir zum Kampfe schritten, Warnung gab,
Das oft die Schlacht noch dann vereitelte,
Wenn Heer dem Heere schon die Stirne bot.
Als wir noch waren, wie die Kinder hier,
Die dich mir eben zugeführt, da wußten
Wir bessre Wege, damals hatten wir
Die Schüssel und den Becher und das Bett
Gemeinsam — und warum nicht jetzt den Thron?
O hätt' ich dieses längst dir angeboten!
O hättest du es längst von mir begehrt!

Friedrich.

Du träumest, Ludwig!

Ludwig.

Das ist mehr als Traum.
Es steht mir wahr und wirklich vor dem Geist.
Und wie es vor mir steht, verkünd' ich dir's.
Das Reich mit allen Rechten, allen Würden,
Wir sollen's Beide haben, als ein Mann,
Und als ein Mann uns wider jeden setzen,
Der unser Einem feindlich sich erweist.
Wir sollen Brüder heißen und als Brüder
Uns halten. In dem Siegel unsrer Macht
Soll Beider Name sich verschlingen und
Wir selbst auch sollen fest verflochten sein
Und ungeschieden, bis der Tod uns trennt,
Und noch im Tode nehm' ein Grab uns auf!
Die Krone, Friedrich, die du mir gebracht,

Ich setze sie auf dein geweihtes Haupt.

(Er krönt Friedrich.)

Die Stund' ist heilig. Unser große Ahn,
Der königliche Rudolf, schaut hernieder
Und segnet uns, und hier in diesen Kindern
Grüßt freudig uns das werdende Geschlecht.

Friedrich.

Ich fass' es nicht.

Ludwig.

Jetzt bin ich hochgemuth,
Jetzt bin ich stark, jetzt führ ich selbst mein Heer
Gen Brandenburg und bin des Sieg's gewiß.
Dir, Bruder, übergeb' ich unterdeß
Die Pflege meiner Kinder, meines Landes.
Ich kann dir Theureres nicht anvertraun,
Und ihnen kann ich keinen Schutzvogt setzen,
Der so in allem mein Vertreter und
Verweser wäre, so mein andres Selbst.
Wenn Leopold herangezogen kommt,
Mein Baiern zu verwüsten, tritt ihm du
Entgegen in der Königswürde Schmuck,
Und lächeln wird sein finstres Angesicht.

Friedrich.

Ich frage nicht mehr, ob es möglich ist?
Ob im feindsel'gen Treiben dieser Erde
So herrlicher Entschluß bestehen kann?
Genug es ist in dieser großen Stunde,

Es lebt in diesem hehren Augenblick,
Ich fühl's und werfe mich an deine Brust.

Ludwig.

In dieser innigen Umarmung sei
Auf ewig ausgesöhnt der Bruderkrieg,
Der uns entzweit hat und das deutsche Volk.

Und so fühlt man in der That, daß der ein geborner König ist, der unter allen Umständen seinem besseren Selbst unterthan bleibt, daß dem die Welt gehört, der sie besiegt, dem die Krone gebührt, der den leuchtenden Diamant der Treue, den schönsten im goldenen Reife, in seinem Herzschatze besitzt. Liegt eine Demüthigung darin, von seinem Nebenbuhler überwunden worden zu sein und der Gnade zu verdanken, was die eigene schwächere, oder vom Glück nicht unterstützte Kraft vergebens erstrebte, so raubt auf der anderen Seite die Freundschaft diesem Gefühl seine Bitterkeit; sie wechselt die Rollen des Siegers und des Besiegten, tödtet den Ehrgeiz der Nebenbuhlerschaft und scheint nur ihre eigene Krönungsfeierlichkeit zu begehen.

Vielleicht hätte dieser Gedanke noch einen lebhafteren Strahl um sich geworfen, wenn die Freundschaft der beiden Könige, auch während ihrer Entzweiung, mehr rührende Zeichen verborgener Gluth

und Jugendhitze verrathen hätte, Zeichen, wie jene abgeschnittene Locke und jener entführte Trinkbecher in der Geschichte des Kampfes zwischen David und Saul; oder, umgekehrt, wenn ein glühender Haß in Friedrichs Seele eben nur die Tiefe früherer Liebe offenbart, die, verletzt durch des Freundes anscheinenden Verrath (Ludwig hatte, vor seiner bestrittenen Wahl zum deutschen Könige, den ehrgeizigen Wünschen seines Freundes gehuldigt) und in Unkunde seines höheren Berufes, sich in ihr Gegentheil umgewandelt.

Vielleicht wird dieser Mangel, oder vielmehr diese Gebundenheit der dichterischen Wärme in der Schilderung des Freundschaftsverhältnisses Manchem um so fühlbarer scheinen, je weniger es verheimlicht und verschleiert werden konnte, daß Ludwigs großherziger Gedanke sich gar wohl mit den Berechnungen der Politik vertrug. In der Geschichte selbst, wie sie in unseren Reichschroniken enthalten, ist nicht sowohl der erste Entschluß das Rührende und Erhabene, sondern vielmehr die Ausführung desselben, die mehrjährige Dauer und ungetrübte Harmonie des einzigen Verhältnisses. Wohl hat der Dichter uns das Bild der beiden Könige in solchen Zügen entworfen, daß

der Gedanke an einen Theaterstreich, an ein flüchtiges Ueberwallen der Gefühle durchaus nicht aufkommen kann. Uhlands Triumph! Dagegen wäre dieses plötzliche Aufbrechen des alten Eises der Feindschaft von noch ergreifenderer Wirkung gewesen, hätten wir die Kälte und die verborgene Gluth empfindlicher gespürt. Ludwig hält etwas auf Friedrich und Friedrich etwas auf Ludwig; das fühlen wir wohl, aber das war nicht genug. Es will uns scheinen, daß die Geschichte hierin eine wärmere und reichere Auffassung zuließ; oder wenigstens, daß der Dichter, dessen Idee und Feuer alle geschichtlichen Elemente durchdringen soll, sie geben mußte. Ludwig hatte ohne Zweifel den höheren Beruf zur Uebernahme der deutschen Königskrone; er stand geistig über Friedrich; während dieser seinen ehemaligen Freund in ritterlicher Hinsicht unter sich zu sehen und als Wortbrüchigen zu hassen das Recht zu haben glaubte. Setzen wir nun voraus, daß in beiden Gemüthern, trotz der Verschiedenheit ihrer Anlagen und trotz der Nebenbuhlerschaft, eine ernste, tiefe Jugendliebe wurzelte, so werden wir in Ludwigs Betragen uns die höchste Zärtlichkeit und Schonung denken, jene Davidisch schonende Zärtlichkeit, die aus dem leisen Bewußtsein einer Schuld

(wofür freilich das Schicksal selbst die Zurechnung übernehmen muß) und aus dem starken Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit hervorgeht, und die, weil solchen Erwählten alles zum Besten dienen muß, auf einer ununterscheidbaren Linie von Großmuth und Klugheit einherwandelnd, nach gemeinem Sprichwort zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen pflegt. Sollen Charaktere dieser Art zu dichterischen Zwecken benutzt werden, so kann man das Edle und Poetische, das nur in ihnen liegt, nicht genug hervorheben, um sie vor dem Verkennen, ja vor dem Hasse in Schutz zu nehmen, den sie erregen, sobald sie im Kampfe mit einem beschränkten und leidenschaftlichen, aber auch kühnen, offnen und ritterlichen Wesen den Sieg davon tragen. Nur das unbestreitbarste Genie, oder eine gewisse geniale Kindlichkeit, der man es ansieht, daß sie nicht aus kühlem Eigennutz, sondern als Werkzeug einer höheren Fügung handelt, vermögen uns mit unseren Vorurtheilen gegen einen solchen Charakter in gewissem Grade zu besiegen. In gewissem Grade, sage ich. Denn was kann man sich Naiveres und Genialeres geschildert denken, als den bäuerlichen Hirtenknaben des alten Testaments, der den Goliath erschlug und Saul's Königreich erbte?

Dennoch behalten wir etwas gegen David auf dem Herzen und der unglückliche Saul, der dämonische Naturmensch, scheint uns in seiner Verdüsterung und trotz derselben poetischer zu sein, als der kleine Mann nach dem Herzen Gottes, dessen leuchtende Gaben einen so tiefen Schatten hinter Saul verbreiteten, daß dieser wahnsinnig wurde über seinen Schatten. Es war also eine ungemein schwierige Aufgabe für den Dichter, des siegreichen Friedrichs umsichtigen, klugen, gleichsam fangenden Charakter zu schildern und ihn seinem unglücklichen, aber mannhaften und kühnen Nebenbuhler gegenüberzustellen, ohne einen Schatten auf jenen fallen zu lassen, wodurch der Absicht des Dichters und namentlich dem Ausgang seines Drama in der Schlußscene, der im ungetrübten Lichte strahlen soll, dramatisch entgegengewirkt wurde. Anerkannt muß hier werden, daß Uhland dem Charakter Ludwigs die Elemente der Bescheidenheit, Einfachheit und Gemüthlichkeit auf die natürlichste und daher unübertrefflichste Weise einverwebte. Auch möchte man eher alles andre missen, als diese Grundbewegung seines Charakters, diese in festen und glatten Angeln schwebende Persönlichkeit. Wir erkennen diesen Kaiser Ludwig als den lebendigen, geschichtlichen

Mann, der einst seinen Namen trug. Alle gleichzeitigen Geschichtschreiber, sagt ein neuerer Biograph Ludwigs, schildern ihn als einen schönen, stattlichen Mann, mit aufgerichtetem Haupt und mit einem kühnen und festen Tritt und Blick; und was seine Eigenschaften betrifft, kommen sie, und sogar seine Feinde, darin überein, daß er alles mit einer großen Seele, wie es einem Manne von Muth und Kraft zusteht, unternommen und fest darauf beharret habe. Sie schildern ihn ferner als einen überaus gütigen, friedsamen, liebreichen Herrn, der auch den Geringsten mit Huld und Gnade angesehen, und, was er gekonnt hat, Gutes gethan hat. Er lächelte stets und war voll launiger Reden und Einfälle. Sein Sprichwort war: man soll sich stets nur um solche Schätze bewerben, die mit dem Schiffbrüchigen zugleich ans Gestade schwimmen. — Ein ähnliches Bild erregt Uhland durch sein Drama, nur daß jene Eigenschaften, im beschränkten Rahmen und in besonderer Beleuchtung des Verhältnisses zu Friedrich, hervortreten, wo sie, dem Unglück eines Helden und eines Heldenhauses gegenüber, zu bürgerlich aussehen, und in einzelnen Zügen minder die Löwen=, als die Fuchsnatur durchschimmern lassen. So die Verklei=

dung während der Schlacht, und das Fahndenlassen auf den kampfverwegenen Friedrich, der an der Spitze seines Heeres auf einem muthigen, schimmernd gewappneten Roß, in vergoldeter Rüstung, die ihm seine Gemahlin verehrt hatte, den Reichsadler auf seinem bebuschten Helm, vergeblich nach seinem Gegner spähte, einem Gegner, der nicht einmal als Ritter, geschweige als Kaiser kenntlich, in gemeiner Reitertracht im dicksten Haufen der Seinigen sich verborgen hielt. Uhland hat diesen Vorfall mit gutem Anstand und dichterischer Würde behandelt und doch nicht verhindern können, daß man, wenn man einerseits in Friedrich den Schönen, das Ebenbild des burgundischen Herzogs Karl des Kühnen erblickt, durch Ludwig den Baier an Ludwig XI., den unritterlichen, hinterlistigen König von Frankreich erinnert wird. Das ganze Leben des Bürgerfreundes Ludwig ist über jeden Vergleich mit der bigotten, grausamen und tückischen Plebejerseele des französischen Ludwig erhaben; allein solche einzelne thatsächliche Züge nehmen in ihrer Einzelheit eine grellere Färbung an und man kann nicht läugnen, daß auch das Folgende wenig im Stande ist, uns mit dem Glück und dem Betragen Ludwigs gegen seinen ehemaligen Freund

auszusöhnen. Die harte Gefangenschaft, die Friedrich auf einer öden Burg im bairischen Nordgau ausstehen mußte, statt sich, auf sein Ritterwort, in einer erträglichen Freiheit ergehen zu dürfen, düstert in unseren Augen den Glanz der Ludwigschen Krone und macht uns namentlich eine Freundschaft zweifelhaft, welche die vielleicht pflichtmäßige Vorsicht des Herrschers nicht von der Grenze des Tyrannischen zurückzuhalten vermag. Schildert uns nicht der Dichter selbst die Einwirkungen dieser Gefangenschaft auf den einst so unternehmenden, hochstrebenden Geist Friedrichs des Schönen auf die erschütterndste Weise? Gewärtigt dieser nicht, in seiner gänzlichen Entmuthigung und Verzweiflung an Rittersitte und Freundschaft, beim Eintritte Ludwigs in seinen Kerker die Verkündigung seines Todesurtheils zu hören? Nähert sich Ludwig nicht dem blassen, abgehärmten Gefangenen mit unheimlicher Richter- und Herrscherwürde? Zeigt er das Erschrecken und das Mitleid eines Jugendfreundes über den plötzlichen Anblick des von Kerkerluft umwehten, bleiern niedergedrückten einstigen Bettgenossen, des deutschen Fürsten, und, gleich ihm, gekrönten Königs Deutschlands? Unterdrückt er nicht vielmehr jede so natürliche, so gebieterische Regung

dieser Art in den ersten Augenblicken der Zusammenkunft und hört man nicht sogar, daß er das bisherige Du der Anrede in ein, unseren Ohren kalt und feierlich klingendes, Ihr verwandelt. Es ist wahr, die Geschichte erzählt uns, daß Friedrich so heruntergekommen war, daß sein verschüchtertes Herz lange keinen Glauben fassen konnte an die, ihm überschwenglich scheinende plötzliche Großmuth seines Freundes. Der Dichter konnte hierin der Geschichte treu bleiben, aber kein Wort der Liebe und des Mitleids im Munde Ludwigs konnte weich genug, balsamisch genug sein, um uns den Kerkermeister über den großmüthigen Freund vergessen zu machen.

Lassen wir es bei dieser Scene begnügen, wo in der That der Mangel, den wir meinen, am scheinbarsten oder wirklichsten sich fühlen läßt. Gehen wir auf die andere Seite des Verhältnisses über, auf die Beziehung Friedrichs zu Ludwig. — Betrachten wir diesen Charakter im Allgemeinen. Er gefällt uns durch sein muthiges, ritterliches Wesen, er rührt uns durch sein Unglück. Dagegen fühlen wir, daß seine geistigen Ansprüche auf die Krone denen seines Nebenbuhlers untergeordnet sind. Und wie dieser ihn

als Staatsmann überflügelt, steht ihm sein Bruder Leopold als Feldherr im Licht. Auch beseelt ihn kein so kräftiger Ehrgeiz, wie diesen. Ja er scheint nicht sowohl ehrgeizig als ehreneitel und prunksüchtig zu sein. Sein nach Vergrößerung trachtendes Stammhaus findet nicht den tiefen felsigen Raum in seiner Brust, dessen es zur Ausstreckung und Einklammerung seiner mächtigen Wurzeln bedarf. Aber der Dichter wollte und sollte den tiefen Ehrgeiz des Habsburgischen Hauses nicht an Friedrich, sondern an Leopold darstellen. Hier geht er, durch das Unglück, in fieberhafte Spannung über; dort, wo er mehr auf der Oberfläche des Repräsentirens sich offenbarte, läßt er sein entfärbtes ausgerupftes Gefieder traurig hängen. Diese Gegensätze sind äußerst wirksam, aber sie drücken auch den Mann, für den so vieles geschieht, so furchtbar gestritten und gelitten wird. Schnell abgerufen von der Bühne der Thaten, sehen wir ihn, den übrigen Theil der Handlung, an den Willen und die Geschicke Ludwigs gefesselt. Ein im Kerker geleistetes Versprechen wird sein Tyrann, dem er den ganzen Inhalt seines Lebens und Strebens, Reich, Bruder und Gattin opfern muß. Wie viel kostet ihn dies Opfer? Sind wir überzeugt, daß er eine starke Em-

pfindungsfähigkeit besitzt? Haben wir gleichsam zum Ersatze seiner Mängel als Staatsmann und Krieger, eine tiefe, mächtige, eine menschliche Innerlichkeit an ihm gewahrt? Kann er lieben und hassen? Hat seine Herzmuskel diejenige Stärke, die seinen Kampf mit sich selbst und mit seinen Umgebungen zum heroischen macht, ihn selbst zum Heros der Worttreue erhebt? Nach diesen Spuren sehen wir uns um, und bedauern, daß sie nicht tief genug gegraben sind. Eines Mannes Innerlichkeit wird wohl vor allem in der Liebe und in der Freundschaft erkannt. Was Friedrich den Schönen betrifft, so wird er in der Liebe offenbar durch sein Weib besiegt. Dies soll ihm nicht zum Vorwurf gereichen. Sein Verhältniß zu Isabelle ist männlich und schön; es erlaubt ihm, von der ganzen Stärke seiner Seele in Beziehung auf Thaten, Ruhm und Freundschaft Gebrauch zu machen. Einen tapfern Arm, ein freudiges Herz in der Schlacht haben wir an ihm kennen gelernt. Er hat dadurch jenes Gefallen erregt, was der Tapferkeit immer entgegen kommt. Von diesem bis zum Bedeutenden, zum tieferen Interesse an einer Menschennatur ist noch eine geheimnißvolle Kluft. Die Tapferkeit ist eine allgemeine oder abstrakte Eigen-

schaft, sie erhält ihren sittlichen Werth nur durch die Anwendung, ihren poetischen Reiz nur durch die übrige Person und die begleitenden Umstände. Es fehlt hier nicht an solchem Reize; denn es ist die Tapferkeit, die eine königliche Person bloßstellt und sie in einer Feldschlacht der Freiheit und der Krone beraubt. Aber diese Tapferkeit hatte etwas Prahlerisches, Unkluges; sie stürzt in selbstverschuldetes Unglück, verwickelt Freunde und Familie in Noth und Leid und zeigt sich unzulänglich im Kerker, wo ihr die Standhaftigkeit und die Geduld gebricht. Diese Tapferkeit, die uns auf dem Schlachtfelde gefiel, wird uns, möchte man sagen, in der Folge ärgerlich. Wir wünschen, um es zu wiederholen, dem Helden ein tieferes, von seinem Unglück und seiner Schwäche unabhängiges Interesse, um uns in sein Wesen zu versenken, um mit ihm sympathisiren zu können. Das tragische Interesse würde sich in dem Entschlusse Friedrichs stärker concentriren, wenn wir mehr Wärme und Tiefe an ihm spürten, wenn wir ihn mehr lieben könnten. In dem entscheidenden Moment ist es doch zuletzt die Befriedigung seinerselbst, seines Stolzes, was ihn panzert. Diese Regung ist höchst natürlich, aber sie bestärkt nur den Schein von Kälte

und Egoismus, den sein Handeln umgibt. Kurz, Friedrich der Schöne hätte, unserm Gefühl nach, stärker durch die Freundschaft charakterisirt werden können; die kräftigste Herzmuskel, die geschwellteste Ader an ihm hätte nach Freundschaft geschlagen, des Freundes Treubruch hätte ihn empört, und, um mich eines alten Wortes zu bedienen, ihm die Eingeweide gleichsam umgekehrt, Zweifel, Trauer, Schmerz, Grimm hätten sein Seelenleben lebhafter schattirt, und die redliche Erkenntniß von des Freundes höherem Berufe zur Leitung eines so großen verworrenen Ganzen, wie das deutsche Reich, die gezwungene Anerkennung seiner höheren Weltstellung, in Verbindung mit der Großmuth und der, trotz zwingender Umstände und Härte gebietender Pflichterfüllung, fortglühenden Jugendliebe desselben, hätte die versöhnende Lösung des Streites, wo möglich, noch befriedigender gemacht.

Unsere Bemerkungen laufen also auf den Wunsch hinaus, daß die beiden Gegenkönige, eben durch ihre Freundschaft, ein lebhafteres psychologisches und pathologisches Interesse erregt haben möchten. Namentlich wünschten wir dieses für Friedrich, der uns, ungeachtet er nicht als Titelheld genannt wird, doch als

der Hauptheld des Stückes erscheinen muß. Es ist freilich wahr, daß diese dramatische Gattung, die wir Schauspiel nennen, sich eben dadurch wesentlich vom Trauerspiel unterscheidet, daß sie keine strenge dramatische Einheit zuläßt. Im Trauerspiel steht zwischen dem Haupthelden und dem Schicksal, oder den Consequenzen seines Charakters, keine andere vermittelnde Macht. Daß die in dem Helden personificirte menschliche Kraft siegend oder unterliegend sich bethätige gegen das Schicksal, ist hier der einzige Augenpunkt des Dichters. Zwischen dem Helden des Schauspiels und seinem Geschick, oder zwischen ihm und den Folgen seines Willens und seiner Handlungen, liegt aber jene persönliche Vermittlung, welche, wie wir im gemeinen Leben erfahren, durch Verstand, Wohlwollen, Gerechtigkeit Anderer, das Schlimmste abwenden, ja wohl die Trauer in Freude zu verwandeln weiß. Diese Vermittler spielen im Schauspiel eine bedeutende Rolle; ihre Wichtigkeit nimmt zu, wenn sie von Anfang an in die Handlung verflochten sind, und sie stellen sich dem Haupthelden beinahe an die Seite, wenn die Fäden der Handlung an ihre Person geknüpft sind. Im Schauspiele der Gegenkönige sehen wir geradezu zwei Helden, einen Helden des

Glücks und einen Helden des Unglücks. Der tragische Moment ruht auf dem letzteren, allein das dramatische Interesse ist getheilt, ja die Person und die Bestrebungen des erstern treten fast überwiegend in den Vordergrund. Die beiden Momente im Schauspiel, das Tragische und die Vermittlung, sind so behandelt, daß sie sich ihre Rechte streitig machen. Von vornherein ist es auf die Vermittlung gerichtet, der erste Aufzug ist ganz dem Vermittler gewidmet, und der Charakter desselben so ausführlich in seiner Verständigkeit und Milde dargelegt, daß wir an ihm eine sichere Bürgschaft für den leidlichen Ausgang alles Unglücks zu haben glauben. Hierüber gibt es keine Theorie. Nehmen wir aber an, daß das höhere Schauspiel sich vom Trauerspiel nur dadurch unterscheidet, daß der beiden gemeinschaftliche tragische Moment bei dem letzteren keine irdische Versöhnung, obwohl die höchste poetische, zur Folge hat, bei dem ersteren diese Versöhnung, obwohl nicht immer eine poetische und öfters eine sehr gemischte und unbefriedigende eintritt, so liegt darin für die Behandlung des Schauspiels der Wink, allerdings von Anfang an das Ende zu bedenken und dem Helden in seinem Charakter, seinen Schicksalen und Umgebungen nicht

jenes rothe Maal des unentfliehbaren Untergangs, wie im Trauerspiel einzubrennen, aber ihm auch keine Schutz- und Sicherheitsmarke anzuhängen, vielmehr die Erwartungen der Zuschauer in der Schwebe zu halten. Immerhin wird jedoch das tragische Schauspiel, auch in der Behandlung des größten Dichters, eine poetische Unvollkommenheit bleiben. Der Vorhang fällt, wir sehen Ludwig in den Armen seines Freundes, die blinkende Krone auf dem Haupt, aber dieser Schimmer trübt sich durch das Andenken an die erblindete Isabelle und den tapfern Leopold, die beide ein besseres Schicksal verdient haben. Es bleibt immer etwas säuerliche Wehmuth zurück. Es ist keine reine Lust und keine reine Trauer.

Ich hatte mir noch vorgesetzt, auf einige Mängel im Dialog aufmerksam zu machen, Mängel, die sich hin und wieder zeigen, wie zum Beispiel in der Scene zwischen Leopold und den beiden Frauen. Der Dialog ist an einigen Stellen nicht lebhaft genug, an andern Stellen zu lebhaft oder zu balladenartig, manchmal scheinen Anrede und Ausruf zu kalt oder künstlich, so das wiederholte Weh! in Isabellens Munde, und das „mein Herz!" das Friedrich beim

Abschied zu Isabellen, der jammernden Blinden, spricht. Doch haftet an manchen dieser Fehler so viel Schönheit, und fast alle sind so eigenthümlich Uhlandisch, daß ich hier, wo das Ganze entschädigt, wohl des Tadels überhoben sein kann.

Die Frage ist, wie der innerste Geistes- und Herzensschatz, das dramatische Talent Uhlands, nach solcher Probe, mit der Zeit für die Bühne sich erschlossen hätten. Alles ist hier Kern, und selbst die noch dürftige Politur und der eckige Schliff verrathen uns die Tiefe und Klarheit des Innern. Jedes Wort wird bedeutsamer, jede Lebensäußerung gewinnt an Farbe und Wärme von dem Augenblick an, wo wir die tiefe Natur und die Wahrhaftigkeit eines Genius erkannt haben. Diese Erfahrung würde das Publikum mit den Jahren an Uhland, dem Dramatiker, gemacht haben, wie sie ihm an Uhland, dem Lyriker und Balladendichter, zu Theil geworden ist. Ehrlich macht sich nicht schnell geltend, aber ehrlich währt am längsten; das ist ein Spruch, der auch im Reiche der Poesie, ja vornämlich hier, seine Anwendung findet. Das Genialthun und die Empfindungslügen und die Affektation des Poetischen als eines Ueber-

schwenglichen sind die Sünden unserer, in der Luft schwebenden, Literatur von Klopstock her. Das Gefühl der Masse ist durch solches Unwesen ausgehöhlt; den Tüchtigeren aber beginnt es zu tagen; und es ist ihnen nichts mehr zuwider als die poetische Lüge.



